

Diskurse in Zeiten des Gebrülls



Verabschiedung von Rüdiger Sachau
als Direktor der Evangelischen
Akademie zu Berlin

Diskurse in Zeiten des Gebrülls

Diskurse in Zeiten des Gebrülls

Verabschiedung von Rüdiger Sachau
als Direktor der Evangelischen Akademie zu Berlin

© Evangelische Akademie zu Berlin, Berlin 2020
Umschlag: FRUEHBEETGRAFIK, Thomas Puschmann, Leipzig,
unter Verwendung der Motive von Jason Leung, Mika Baumeister (Unsplash)
Sämtliche Bilder: Evangelische Akademie zu Berlin
Satz und Layout: NagelSatz, Reutlingen
Herstellung: Wichern-Verlag GmbH, Berlin
Druck und Verarbeitung: Elbe Druckerei Wittenberg GmbH

Inhalt

Vorbemerkung	7
<i>Paul Nolte</i>	
Begrüßung	9
<i>Ellen Ueberschär</i>	
Akademie in Zeiten des Gebrülls	12
<i>Ralf Meister</i>	
Welches Gespräch hat Zukunft?	21
<i>Rüdiger Sachau</i>	
Das Gespräch des Nikodemus. Predigt über Johannes 3,1–10	27
<i>Christian Stäblein</i>	
Entpflichtung von Dr. Rüdiger Sachau als Direktor der Evangelischen Akademie zu Berlin	36
<i>Kirsten Fehrs</i>	
Ansprache zur Entpflichtung	39
Grußworte	
<i>Heinz-Joachim Lohmann</i>	43
<i>Tamara Hahn</i>	45
<i>Marianne Birthler</i>	47
<i>Eberhard Diepgen</i>	49
<i>Martin Dutzmann</i>	50
<i>Joachim Hake</i>	51
<i>Friedrich Kramer</i>	52
<i>Jochen Lindbach</i>	53
<i>Sigrun Neuwerth</i>	55
<i>Irmgard Schwaetzer</i>	56
<i>Karl Waldeck</i>	57

Paul Nolte
Kirche im Indikativ: Die Akademie Rüdiger Sachaus 59

Rüdiger Sachau
Dank 63

Beiträge im Theologischen Symposium der EAD am 14. Januar 2020

Frank Vogelsang
Diskurse in Zeiten des Gebrülls.
Ein Impuls zum Theologischen Symposium 67

Sebastian Kranich
Diskurs in Zeiten des Gebrülls.
Perspektiven und Fragen (nicht nur) aus ostdeutscher Sicht 73

Hanna Lorenzen
Diskurs in Zeiten des Gebrülls aus Perspektive
der politischen Jugendbildung 77

Vorbemerkung

Eine Verabschiedung ist ein *rite de passage*. Sie lebt von der physischen Anwesenheit, von der Präsenz im Ereignis – danach geht das Leben mit anderen Personen, aber in normalen Bahnen weiter. Aus drei Gründen haben wir uns entschlossen, die Beiträge zum Abschied von Rüdiger Sachau schriftlich festzuhalten und den Teilnehmenden, aber auch einer interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen. Erstens dokumentieren wir damit einen wichtigen Einschnitt für die Evangelische Akademie zu Berlin, vielleicht sogar, wegen der prägenden Kraft Rüdiger Sachaus, für die Landschaft der Evangelischen Akademien in Deutschland. Zweitens lohnt der thematische Fokus: demokratische Kultur, die kritische Auseinandersetzung mit Populismus und Rechtsextremismus, die Frage nach zivilen Umgangsformen in einer offenen und pluralen Gesellschaft. Das sind drängende Themen unserer Zeit, zu deren Bearbeitung die Evangelische Akademie zu Berlin, überhaupt die Evangelische Kirche in Deutschland, in den letzten Jahren wichtige Beiträge geleistet hat.

Oder muss man sagen: Das waren drängende Themen? Mitten in der Arbeit an dieser Broschüre hat ein Virus begonnen, die Welt zu verändern. Statt Gebrülls erleben wir Stille im Zeichen eines *shutdown* des öffentlichen Lebens und des *social distancing*. Schon jetzt ist absehbar, dass danach nicht alles so sein wird wie zuvor. Vielleicht läutet die Coronakrise das Ende des Populismus ein? Oder es drohen neue Gefahren politischer Irrwege? In jedem Fall verändern sich Öffentlichkeit und soziale Begegnungsformen. Das wird auch für die Evangelischen Akademien nicht folgenlos bleiben. Insofern mag diese Schrift, drittens, wichtig sein als Momentaufnahme in einem Umbruch, den wir derzeit nur erahnen, nicht beschreiben können.

Ein großer Dank gilt Karoline Lehmann, die diese kleine Publikation gemeinsam mit mir konzipiert und koordiniert hat. Im Team der Evangelischen Akademie sei außerdem stellvertretend Silke Ewe gedankt, besonders für die Unterstützung der Fotoauswahl. Im Wichern-Verlag hat Kathrin Kliss das Projekt engagiert betreut. Finanziell möglich wurde das erst durch freundliche und unkomplizierte Zusagen des Freundeskreises und der Stiftung zur Förderung der Evangelischen Akademie zu Berlin: dafür Dank an Jochen Lindbach und Eberhard Diepgen.

Berlin, am 22. März 2020

Paul Nolte



Französische Friedrichstadtkirche

Begrüßung

Meine sehr verehrten Damen und Herren,
liebe Freundinnen und Freunde der Evangelischen Akademie zu Berlin,
liebes Team der Akademie,
liebe Gäste,
lieber Rüdiger, liebe Barbara,

sehr herzlich heiße ich Sie in der Französischen Friedrichstadtkirche auf dem Gendarmenmarkt, in der Mitte Berlins, willkommen! Der Anlass ist uns allen klar: Die wenigsten von Ihnen werden heute vorrangig wegen des angekündigten Themas hierher gekommen sein – Zukunft des Diskurses, Zukunft der Akademie. Wir verabschieden heute Dr. Rüdiger Sachau aus seiner Aufgabe als Direktor der Evangelischen Akademie zu Berlin, eine Aufgabe, die er rund vierzehn Jahre lang wahrgenommen hat – das sind wiederum zwei Drittel der gut zwei Jahrzehnte, in denen es die Akademie in dieser Gestalt, als eine gemeinsame Unternehmung von EKD und EKBO, gibt. Als Direktor hat Rüdiger Sachau diese Akademie nach innen und nach außen nachhaltig geprägt; mehr noch: Er hat den Kurs mitbestimmt, den Evangelische Akademien überhaupt am Anfang des 21. Jahrhunderts, lange nach ihrer heroischen, gewiss manchmal auch verklärten Gründungszeit einnehmen können; und er hat in der Hauptstadt Berlin die gesellschaftspolitischen und religionspolitischen Diskurse maßgeblich beeinflusst.

Wie Sie vermutlich wissen, verabschieden wir Rüdiger Sachau heute nicht in den Ruhestand. Er hat sich frühzeitig und wohlüberlegt entschieden, Berlin und der Akademie etwas früher als eigentlich vorgesehen Lebewohl zu sagen, um in seiner norddeutschen Heimat noch einmal als Pastor tätig sein zu können – eine Aufgabe, die er freilich auch als Akademiendirektor nie abgelegt hatte. Und es geht, auch das wissen viele von Ihnen, um einen persönlichen Neustart, gemeinsam mit seiner Frau Barbara, im dichten und so wichtigen familiären Geflecht, das mittlerweile die Sorge und Liebe zwischen vier Generationen überspannt. Diese Entscheidung nötigt uns Respekt ab – wer weiß, ob man das selber so hinkommt: das Loslassenkönnen, den Neustart zu einem Zeitpunkt, der sich nur noch euphemistisch als „Mitte des Lebens“ bezeichnen lässt.

Aber ich will hier gar keine elegischen Töne anschlagen. Das ist heute ein Tag der Freude und ein Tag des Dankes. Und weil diese Haltung in einer Evangelischen Akademie ganz unterschiedliche Facetten hat, gestalten wir ihn in drei Abteilungen. Drei in eins und eins durch drei, das ist uns ja ein durchaus vertrauter Gedanke. Ein Nachmittag als Triptychon, könnte man auch sagen. Zunächst kommt die ureigenste Aufgabe der Evangelischen Akademien zu ihrem Recht: die Reflexion über unsere gesellschaftlichen und politischen Zustände und den Beitrag, den evangelisch geprägter Geist dazu leisten kann. Dazu gleich mehr.

Sodann feiern wir, das ist sozusagen die Mitteltafel des Triptychons, einen Gottesdienst, mit dem wir, und das war Rüdiger Sachau besonders wichtig, unseren Dank nicht ihm abstaten, sondern einem anderen. Die Leitung der Evangelischen Akademie zu Berlin hat Rüdiger Sachau immer auch, nein: zuerst und zutiefst, als ein geistliches Amt verstanden, und deshalb steht im Mittelpunkt der heutigen Veranstaltung nicht die Übergabe einer öffentlich-dienstrechtlichen Entlassungsurkunde, sondern die Entpflichtung aus einem besonderen Hirtenamt. Der Doppelnatur unserer Akademie entsprechend, sind daran die EKD und die EKBO beteiligt. Wir sind sehr froh, dass der Bischof der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, Dr. Christian Stäblein, daran ebenso mitwirkt wie Bischöfin Kirsten Fehrs, Hamburg, als Mitglied des Rates der EKD, aber auch als Repräsentantin jener Nordkirche, in deren Schoß Rüdiger Sachau nun zurückkehren wird.

Der abschließende dritte Teil versammelt einige Grußbotschaften und Dankesworte, aber keine Angst, damit werden wir Ihre Geduld und Zeit nicht mehr allzu sehr strapazieren, bevor wir zum Empfang in den Großen Saal im Haus der EKD hinübergehen. Zwischen den drei Teilen bleiben Sie bitte auf Ihren Plätzen; es gibt jeweils nur eine ganz kurze „Umbaupause“, in der Sie sich dank musikalischer Begleitung durch Kirchenmusikdirektor Kilian Nauhaus an der Orgel nicht langweilen werden. Die Kirchenmusik in der Französischen Friedrichstadtkirche gehört ebenso an diesen Ort wie die Französische Gemeinde und die Kirchengemeinde in der Friedrichstadt; alle diese Nutzer der Kirche verlieren mit Rüdiger Sachau, mit einem schönen Ausdruck von Pfarrer Jürgen Kaiser, einen „WG-Mitbewohner“ in diesem Gebäude. – Und ich möchte schon an dieser Stelle nicht versäumen, dem Team der Akademie für die organisatorische Vorbereitung dieser Veranstaltung zu danken; stellvertretend sei Silke Ewe genannt.

Nun aber auf in den ersten Teil unserer Veranstaltung. Rüdiger Sachau hat sich gewünscht, dass wir heute über die Zukunft des Diskurses nach-

denken – über die Möglichkeit zu engagierter und strittiger, argumentativer und fairer Auseinandersetzung über das, was uns als Bürgerinnen und Bürger einer demokratischen Zivilgesellschaft umtreibt. Was die Evangelischen Akademien nach der Herrschaft des Nationalsozialismus unterstützen und ermöglichen sollten, ist heute keineswegs selbstverständlich. Aber ein Zurück zur Akademiewelt der fünfziger Jahre kann es nicht geben. Also was? – Ich heiße Stephan-Andreas Casdorff herzlich willkommen, den profilierten liberalen Journalisten dieser Stadt, langjährigen Chefredakteur und jetzigen Herausgeber des „Tagesspiegels“. Nicht ganz zufällig ist er auch Mitglied im Beirat unserer Akademie. Herr Casdorff, vielen Dank für Ihre Mitwirkung, und alles Weitere liegt bei Ihnen! Ich wünsche uns einen anregenden und erfüllten Nachmittag.

Paul Nolte ist Professor für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin und Präsident der Evangelischen Akademie zu Berlin

Akademie in Zeiten des Gebrülls

Zum Abschied Rüdiger Sachaus
von der Evangelischen Akademie zu Berlin

Von der institutionalisierten Dauerreflexion zur Gesprächskultur inmitten von Gebrüll, von der Akademie Erich Müller-Gangloffs und Elisabeth Adlers zur Akademie Rüdiger Sachaus. Welch ein Weg!

Institutionalisierte Dauerreflexion – ein Ehrentitel, ein soziologischer Begriff, 1957 von Helmut Schelsky eingeführt, den jede Studienleiterin einer Evangelischen Akademie kennt oder kennen sollte. Dauerreflexion in einer Institution hieß für Schelsky, dass die Zeit des Fürwahrhaltens feststehender Glaubenssätze – seien sie politischer oder religiöser Art – vorüber ist.

Glauben konstituiert sich fortan in einer andauernden Reflexion. Aber wo und wie sollten die Gemeinden so etwas organisieren? Die Antwort Schelskys erscheint aus heutiger Sicht banal, nach dem Ende des Dritten Reiches war sie revolutionär. Eine Institution, eigens für die andauernde Reflexion gesellschaftlicher Prozesse zu sein – das war den neu eingerichteten Evangelischen Akademien als Gründungsauftrag eingeschrieben: Reflexion über die Frage, wie es zum Nationalsozialismus kommen konnte, wie sich das deutsch-jüdische Verhältnis nach dem Zivilisationsbruch des Holocaustes gestalten kann, wie aus einer Masse von Mitläufern der Diktatur nun Demokratinnen und Demokraten werden sollen, wie die Vertriebenen integriert werden können und ob man auf das verlorene Eigentum im Osten verzichten sollte oder nicht.

Was unter nachnationalsozialistischen Kommunikationsbedingungen als revolutionärer Fortschritt erschien – nämlich Meinungsbildung zu gesellschaftlichen Problemfeldern als öffentliche Veranstaltung zu inszenieren –, ist heute Alltag einer vielfältigen Kultur, ja und auch eines vielfältigen Marktes geworden. Lange Jahre stand das Mittel dieser gesellschaftlichen Selbstreflexion nicht in Frage. Es war die Kultur des Gespräches, des Dialogs, aber auch des Streites. Die Evangelischen Akademien haben in der Geschichte der Bundesrepublik Wesentliches dazu beigetragen, dass sich eine demokratische Gesprächskultur etablieren konnte und in der DDR boten sie Räume des offenen und öffentlichen Austausches, wie sie außerhalb der Kirchen nirgendwo existierten.

Paul Nolte nannte das einen „Beitrag zu einer Art kognitiver und ethischer Meta-Reflexion, die der anderen (der säkularen) Seite nicht abverlangt wird“, und hat damit den Begriff der institutionalisierten Dauerreflexion gewissermaßen für die Gegenwart übersetzt.

Reflexion verlangt Räume, Ressourcen und Zeit. Die Akademien, aber auch der Kirchentag, sind die einzigen Neugründungen des Protestantismus nach 1945 und sie sind der ausgezeichnete Ort einer Debatte, die weder dem hemmungslosen Relativismus noch einem einfältigen Fundamentalismus anheimfällt, und die dem Zweifel als Navigator eigenen Denkens vernünftigen Raum zugesteht. Die Moderne mit ihrer pluralisierenden, deinstitutionalisierenden und relativierenden Wirkung braucht sie mehr denn je, die Zivilgesellschaft braucht sie, die Kirchenleitungen brauchen sie und der missionarische Hauskreis im protestantischen Wohnzimmer braucht sie auch. Es ist nicht alles publikumswirksam, was an Akademien geschieht, weil die Wirkgesetze der Mediengesellschaft extreme Positionierungen bevorzugen, aber es ist vernünftig für eine zukunftsfähige Kirche in einer Gesellschaft mündiger Bürgerinnen und Bürger.

Der Protestantismus kann sich rühmen, nach 1945 diese Orte der Reflexion dauerhaft und vorbildhaft für viele weitere Akademien, Thinktanks und Denkstuben jeder Art etabliert zu haben. Das hing zu Zeiten von Helmut Schelsky, hängt aber auch heute eng mit dem Selbstanspruch des Protestantismus zusammen: mit der Wirklichkeit des Glaubens in der Alltäglichkeit. Ethische Dilemmata, die der Metareflexion bedürfen, moralische Ansprüche, die ihrer Realisierbarkeit standhalten müssen, die verwaschenen Signaturen des Religiösen inmitten der säkularisierten Moderne – Fragen wie diese werden heute in den Intensivstationen von Krankenhäusern, in den Vorstandsetagen von Energieunternehmen und in den überdehnten Kommunikationsräumen der unsozialen Medien provoziert.

Überall dort ist Reflexion über das menschliche Maß und das Wohl der Gemeinschaft nötig. Nicht nur hin und wieder mal, sondern dauernd. Nicht, indem die Akademien in einem geschlossenen Sprachspiel eine Besinnung auf die Erlösung des Menschen durch die Heilstaten Jesu Christi fordern, sondern indem sie sich in die moralischen, sozialen, ethischen Grenzfragen dieser Gesellschaft hineinbegeben, machen sie Kirche zu einem glaubwürdigen Partner in der Bürgergesellschaft und schaffen ein Vertrauenskapital für die individuelle Meinungsbildung zu gesellschaftlichen Streitfragen.



Ellen Ueberschär

Das geschieht manchmal ganz einfach in Nebensätzen: Ich erinnere mich an eine Akademietagung von Juristinnen und Medizinerinnen zu Fragen zur Sterbehilfe. Fast jeder Referent flocht den Satz ein: Wir sind ja hier an einer Evangelischen Akademie, da kann ich das wohl sagen ... Oder: Obwohl wir hier an einer Evangelischen Akademie sind, muss ich sagen, dass ... In diesen Nebensätzen werden ethische Maßstäbe reflektiert – welche Position ist mit dem Wahrheitsanspruch des christlichen Glaubens vereinbar, wenn es um Fachfragen der Intensiv- oder der Palliativmedizin geht? Hier wurde auf der Grenze zwischen Glauben und medizinischer Praxis nachgedacht. Hier setzten sich Menschen einer Reflexion jenseits der juristischen und wissenschaftlichen Logiken ihrer je eigenen Fachgebiete aus. Hier wurde die Noltesche „Meta-Reflexion“ geleistet, auf die eine Gesellschaft nicht verzichten kann.

„Leben heißt angeredet werden“, notierte Martin Buber 1954, etwa um dieselbe Zeit, zu der die institutionalisierte Dauerreflexion in die Welt kam. Leben im vollen Sinne, politisches, religiöses, soziales Miteinander lebt vom Gespräch, davon, dass konkrete Menschen einander ansprechen, sich in Frage stellen und in Anspruch nehmen lassen, dass sie Widerspruch erfahren, aber auch Zuspruch. Ihr kreatives und kritisches Potenzial kann eine Gesellschaft nur entfalten, wenn dieses Gespräch unter Individuen möglich und fruchtbar ist.

Aber alle Analysen, Beobachtungen und Erfahrungen weisen darauf hin, dass genau dieses Gespräch im Moment gestört ist. Am Stammtisch wurde auch früher schon gepöbelt. Aber die Anonymität, die Leichtigkeit der Bedienung und die weitgehende Folgenlosigkeit unflätiger Verbalabsonderungen im Internet lässt die Aggression mühelos anschwellen. Kommunikation über 280 Twitter-Zeichen hinaus, Gespräche, in denen unterschiedliche Meinungen ausgetauscht, Konsens und Dissens festgehalten werden können, sind rar. Das gesellschaftliche Klima ist rau, es weht ein eisiger, richtungsloser Wind, der einer sehr rasch selbst ins Gesicht blasen kann.

Statt auf die Schönheit und Überzeugungskraft von Argumenten zu vertrauen, herrscht eine Gnadenlosigkeit, die es mit der mittelalterlichen Inquisition aufnehmen kann. In den unsozialen Medien werden Menschen regelrecht hingerichtet – der Ratsvorsitzende der EKD wird mit Morddrohungen bedacht, die neue österreichische Justizministerin mit einem Hass-Sturm, der allein darin begründet liegt, dass sie in Bosnien geboren ist. Die Beispiele sind Legion.

Die Institutionen der Dauerreflexion scheinen diesem Ansturm nicht gewachsen. Das Gespräch, das heute geführt wird und morgen noch

Gültigkeit hat, ist einem gesellschaftlichen Grabenkampf gewichen, der den Eindruck erweckt, es gäbe nicht einmal einen Minimalkonsens – bis die Rufer des Verfassungspatriotismus auftreten und Dinge im juristischen Bereich klären wollen, die sich dort gar nicht befinden, sondern eher zu den Voraussetzungen gehören, von denen eine Verfassung lebt.

Nötig wäre eben jene ethische Metareflexion, die sich jedoch nicht über Gebrüll, durch Morddrohungen und provokante Tweets einstellt, sondern über das schlichte Gespräch. Zwei Stühle, ein Tisch, etwas Zeit oder eben ein Akademie-Setting auf Schwanenwerder.

Warum entsteht dieses Gespräch nicht und wenn es entsteht, birgt es Zündstoff für immer neue Polarisierung und hochlaufende Emotionalisierung? Nehmen wir nur das Gespräch Grünbein-Tellkamp im März 2018: beide Dresdener, beide erfolgreiche Schriftsteller. Bis heute markiert es die Linien der Lager, entlang derer sich die Debatte im Wesentlichen bewegt. Während Tellkamp eine Einschränkung der Meinungsfreiheit, und zwar seiner eigenen, beklagt, den Medien unterschiedliche Maßstäbe bei der Bewertung von Äußerungen vorwirft – Stichwort Lügenpresse –, votiert Grünbein, der den liberalen Mainstream repräsentiert, für verbale Abrüstung, um dann aber in anschließenden Interviews festzustellen, dass von Tellkamp dasselbe wie von Pegida zu hören war, was sicherlich richtig, aber jedenfalls kein Beitrag zur verbalen Abrüstung war, wenn man den wegen Volksverhetzung verurteilten Pegida-Gründer Bachmann vor Augen hat.

Während die Sozialwissenschaften gesellschaftsanalytisch immer weiter abrücken vom Links-Rechts-Schema und dessen Erklärkraft für politische Lagerbildung, wird genau diese Polarisierung in der vergifteten öffentlichen Debatte genüsslich gefeiert oder sagen wir – sie ist eine der Hauptfeuerstellen für diskursives Gebrüll. Seit die sich stetig radikalisierende AfD – als Sammelbecken rechtsradikaler Strömungen und über die Demokratie moppernder und meckernder Bevölkerungsteile mit autoritärer Persönlichkeitsstruktur – auf dem Plan ist, scheint für alle anderen sonnenklar, wo der Feind steht: rechts. Und zwar rechts vom Mainstream. Dieser jedoch, so die Analyse von Bernhard Schlink, sei dramatisch verengt und produziere auf diese Weise gewissermaßen das rechte Gebrüll selbst.

Man muss nicht zu diesem Schluss kommen – und das tue ich auch nicht –, zu dem Schlink kommt, dass nämlich der Mainstream moralisch rigider geworden sei, aber seine Analyse des Raumes, in dem Meinungen akzeptiert sind, ist zunächst bedenkenswert: „In der Bundesrepublik

Deutschland wurde die Grenze von früh an in Reaktion auf die nationalsozialistische Vergangenheit gezogen; nationalsozialistische Positionen haben im Mainstream keinen Ort, wie nationalsozialistische Parteien und Vereine durch das Grundgesetz aus dem politischen Leben verbannt sind.“

Schlink weiter: „Das politische und gesellschaftliche Versagen einer ganzen Nation im NS war eine moralische Katastrophe sondergleichen, weswegen alles, was als Lehre aus diesem Versagen gezogen wurde, von hoher moralischer Qualität war und nicht einfach als politische Option und zeitgemäße Reaktion verstanden werden konnte – die Begeisterung für Europa statt eines expansiven Nationalismus, die Multikulturalität statt der Deutschtümelei, das Willkommen für die Flüchtlinge 2015 anstatt der Fremdenfeindlichkeit. Alles, was sich als Antwort auf das Versagen des NS beziehen lässt, ist moralisch konnotiert.“

Nun aber schlussfolgert Schlink: „(...) je länger die nationalsozialistische Vergangenheit zurückliegt, desto weniger ausgemacht ist die moralische Qualität des Mainstreams da, wo er nicht nationalsozialistische Positionen ausschließt, sondern die europäischen, kulturellen, bevölkerungs- und migrationspolitischen Vorstellungen (...) spiegelt, die sich die Nachkriegsgenerationen in Abkehr von der nationalsozialistischen Vergangenheit gemacht haben.“

Nach seiner Auffassung hat also der Mainstream Überzeugungen moralisch aufgeladen, die sich im demokratischen Diskurs, unter anderem durch die Teilhabe auch ganz neuer Bevölkerungsgruppen, gebildet haben, Zugewanderter zum Beispiel. Die Grenzen des Sagbaren haben sich verengt, so lässt sich Schlinks Argumentation zusammenfassen. Der Rückbezug auf die Katastrophe des Nationalsozialismus verblasst, was die moralische Überzeugungskraft des von ihm sogenannten Mainstreams schmälert. Daher muss sich, so die Argumentation, die von Schlink und einigen Rechtsliberalen vorgebracht wird, niemand wundern, wenn sich lautstark Meinungen zu Wort melden, die die Grenzen des Sagbaren wieder zu ihren Gunsten erweitern wollen.

Mit dieser Schlinkschen Argumentation könnte man die Morddrohung gegen den EKD-Ratsvorsitzenden, den wir einmal als Vertreter des „Mainstreams“ definieren, leicht erklären: Da er eine politisch umstrittene Aktion, nämlich die Seenotrettung, moralisch aufgeladen hat, muss er sich über die Reaktionen nicht wundern. Sicher wäre das eine leicht bössartige Interpretation der Schlinkschen Analyse, warum das Gespräch nicht mehr gelingt. Aber die Frage ist schon, ob er – und andere – es sich nicht zu bequem damit machen, die Wurzelwerke des neu-autoritären,

anti-demokratischen Denkens schuldfrei zu sprechen, die von den Putinschen Trollfabriken verstärkt, über die Infrastruktur der Tech-Giganten vervielfältigt, bis in die ländlichen Gegenden aller europäischen Länder hineinreichen. Dass die Grenzen des Sagbaren, wenn es um Rassismus, Antisemitismus, Nationalismus und den Respekt vor dem Anderen geht, enger gezogen sind, ist erst einmal als demokratische Reife der Gesellschaft zu werten.

Wenn den Ressentiments gegen Minderheiten, Andersgläubige, Frauen, Homosexuelle und Journalistinnen das Maul verboten wird, diesen Ressentiments, die das 19. und frühe 20. Jahrhundert so übel durchzogen haben, dann ist das kein Verbot, sondern eine Diskursregel, die alle Teilnehmenden respektiert. Wenn diese Regel gebrochen wird, so belastet dies nicht das Konto eines vorgeblich moralisch verengten Mainstreams, sondern dann handelt es sich um eben jene Krise des Gespräches unter Demokratinnen und Demokraten, das innerhalb der pluralen Gesellschaft nur gelingen kann, wenn Respekt und Anstand noch eine Bedeutung beigemessen wird.

Mehr noch, dann stellt sich die Frage, ob es sich überhaupt noch um ein Gespräch unter Demokratinnen und Demokraten handelt, oder ob nicht ein Teil der Gesprächsteilnehmenden den Boden der Demokratie längst verlassen hat. Dass dieses Verlassen des demokratischen Diskursraumes einmal auffallen würde, hat offenbar sogar Herr Meuthen kapiert, wenn er vorgestern die Seinen „zu einem neuen Stil ohne Gebrüll und krasse Rhetorik“ auffordert (n-tv 11.1.2020).

Mit Beschwichtigung wird die Rückkehr zu einer Gesprächskultur jenseits des Gebrülls nicht gelingen. Eher ist eine Streitkultur auf der Agenda, die vielen, die von der Gesprächskultur und dem konsensorientierten Dialog herkommen, schwerfällt. Die Streitkultur muss klaren Regeln folgen und die Einrichtung solcher Formate in verschiedenen Print- und Funkmedien weist darauf hin, dass „der Mainstream“ diesen Weg schon eingeschlagen hat.

Ganz sicher, davon bin auch ich überzeugt, steht dieses Land weder vor einer Neuauflage des Dritten Reiches, noch vor der Herrschaftsübernahme autoritärer Kräfte. Ganz sicher besteht diese Gesellschaft auch nicht zur Hälfte aus Rassisten und Nationalsozialisten und ganz sicher ist 2020 nicht mit 1920 vergleichbar.

Aber gelassen werden wir nur bleiben, wenn wir mit Rechten streiten, also mit Menschen, die Meinungen vertreten, die vor fünfundsiebzig Jahren vielleicht noch Mainstream waren, es aber heute eben nicht mehr sind.

Allerdings – es gibt zwei wichtige Voraussetzungen, an deren Herstellung vor allem Evangelische Akademien mitwirken können.

Es braucht Räume für öffentliche, sachliche Debatten, die nicht in den werbe- und *Likes*-finanzierten Privatmedien des Internets geführt werden können und den um ihr wirtschaftliches Überleben kämpfenden Printmedien nicht allein aufgebürdet werden dürfen. Evangelische Akademien sind ein öffentlicher Raum, in dem eben jene ethische Metareflexion gelingen kann, die nicht den emotional aufgeladenen Metadiskurs führt, sondern den Diskurs über die Sache: Die Morddrohung an den Ratsvorsitzenden ist schlimm, aber nicht das Thema. Das Thema ist: Wie wird das Sterben im Mittelmeer wirksam verhindert? Nicht die Endlosschleifen der hin- und her wogenden Vorwürfe von hypermoralisch oder unmoralisch zu bedienen, sondern die Sache, um die es geht, anzuschauen, darum geht es: Migration in einer Welt globaler Mobilität. Wachstum in einer Welt endlicher Ressourcen und dergleichen mehr. Evangelische Akademien können die anstrengende Vielfalt in der Gesellschaft stellvertretend mit aushalten und einen Raum schaffen, in dem alle sprechen, die zum Dialog fähig und bereit sind, und das können sie stellvertretend und vorangehend für die verunsicherte, in digitaler Kakophonie erstickende Gesellschaft tun.

Und die zweite Voraussetzung besteht darin, die Sensibilität für Sprache zu erhalten und zu schärfen. Nicht nur ich habe in den letzten Monaten Victor Klemperers glänzende Analyse des Sprachgebrauchs der Dritten Reiches „LTI“ zur Hand genommen:

„Aber Sprache dichtet und denkt nicht nur für mich, sie lenkt auch mein Gefühl, sie steuert mein ganzes seelisches Wesen (...). Das Dritte Reich hat die wenigsten Worte seiner Sprache selbstschöpferisch geprägt, vielleicht, wahrscheinlich sogar, überhaupt keines. Die nazistische Sprache (...) übernimmt das meiste (...). Aber sie ändert Wortwerte und Worthäufigkeiten, (...) sie beschlagnahmt für die Partei, was früher Allgemeingut war, und in alledem durchtränkt sie Worte und Wortgruppen und Satzformen mit ihrem Gift, macht sie die Sprache ihrem fürchterlichen System dienstbar (...). Man sollte viele Worte des nazistischen Sprachgebrauchs für lange Zeit, und einige für immer, ins Massengrab legen.“

Die Spuren der Sprachgifte aus beiden Diktaturen – sie sind noch vorhanden, Wörter, die sich aus dem Massengrab erheben, Denken und Reden in unserer Gesellschaft so vergiften, dass Lüge zu Wahrheit und Wahrheit zu Lüge wird.

Es ist keine Kleinigkeit, wenn ein Sprachgebrauch aufersteht, der ins Massengrab gehört. Die Sensibilität dieser Gesellschaft zu schärfen für die Sprache, gewissermaßen den Raum zu entgiften, das ist eine veritable Aufgabe für die ethische Metareflexion, die vielleicht nicht ganz so institutionalisiert daherkommen muss, sondern auch, zum Beispiel, digitale Wege gehen kann.

Für eine Akademie des offenen Raumes und der Sprachsensibilität stand – und steht – Rüdiger Sachau, mit seinem wachen Blick für das Akute und das Strukturelle in der Debatte, für das Nachzeichnen der Signaturen des Christlichen mitten im säkularen Berlin.

Deshalb schließe ich mit einem großen Dankeschön für vierzehn Jahre Evangelische Akademie zu Berlin, lieber Rüdiger Sachau!

Anmerkungen

Bernhard Schlink, <https://www.faz.net/-gpg-9pm3e/> Umgang mit Rechten und AfD/ Der Preis der Enge, aktualisiert: 31.07.2019, 17:32 Uhr.

Martin Buber, Die Schriften über das dialogische Prinzip. Ich und Du, Heidelberg 1954.

Victor Klemperer, LTI, Leipzig 1947.

Welches Gespräch hat Zukunft?

Impuls beim Symposium zur Verabschiedung
von Rüdiger Sachau am 13. Januar 2020

Im September 2019 twitterte der deutsche Außenminister Heiko Maas ein Video.¹ Zu sehen war ein Konzertmitschnitt aus Wien. Eine Halle voller jubelnder Menschen und, kaum zu erkennen auf der weit entfernten Bühne, Herbert Grönemeyer. Grönemeyer singt nicht, er steigert sich hinein in eine leidenschaftliche Tirade. Manche werden später sagen: Er brüllt. Mit der heiseren Stimme, die sein Markenzeichen ist und die sich unter dem Jubel des Publikums überschlägt. „Keinen Millimeter nach rechts!“ Dabei steigert er sich in den unglücklichen Satz hinein: „Wenn Politiker schwächeln, liegt es an uns, zu diktieren, wie 'ne Gesellschaft auszusehen hat.“

Postwendend auf Twitter und etwas später in den Feuilletons kam die Reaktion: „Aus diesem Holz sind Diktatoren geschnitzt. Und der Außenminister steht diesem Anti-Demokratie-Gröler in nichts nach“, twitterte Erika Steinbach. Beatrix von Storch rief nach dem Verfassungsschutz. Kolumnisten kritisierten, Grönemeyer bediene sich „des rechten rhetorischen Mittels überhaupt, des Gebrülls“.

Das Beispiel zeigt: Der Ton macht nicht den Inhalt. Er nimmt es uns nicht ab, genau zuzuhören. Ein Songschreiber brüllt, um eine offene und humane Gesellschaft zu verteidigen. Und populistische Verdrehungen kommen stillschweigend als Lügen und zersetzen politische Kompromisse oder geübte Konventionen. „Es gibt [in den Sozialen Medien] eine Tendenz zur Skandalisierung, zur Vergrößerung, zur demonstrativen Ignoranz gegenüber differenzierten Argumentationen, die einen das Fürchten lehrt“, schrieb mein Kollege Martin Hein, ehemaliger Bischof von Kurhessen-Waldeck.² Er fand sich unversehens in einem Shitstorm wieder, nachdem er in seinem Bischofsbericht gesagt hatte, Juden, Christen und Muslime glaubten an denselben Gott.

Das Internet eröffnet uns phantastische Möglichkeiten, meint der Journalist und Kirchentagspräsident Hans Leyendecker. „Aber es hat auch die Fluttore für Verleumdungen, Müll, Lügen und Halbwahrheiten geöffnet.“³ Zur Zeit der Reformation war es nicht anders: Kaum war die Druckerpresse erfunden, erschien eine Unmenge von Flugblättern, die

Hetze und Lügen verbreiteten und Menschen zum Hass aufstachelten. Vielleicht ist es tatsächlich so, wie Leyendecker unter Berufung auf die Wissenschaftshistorikerin Lorraine Daston vermutet, dass jeder Medienrevolution erstmal eine Phase der Anarchie folgt. In einer solchen Phase würden wir uns demnach gerade befinden.

Die Konsequenzen sind dramatisch: In Niedersachsen hat der ehrenamtliche Ortsbürgermeister von Estorf nahe Hannover wegen rechter Hetze, Hakenkreuzschmierereien und Drohanrufen seine Ämter niedergelegt. In dieser Zeit der Diskriminierung, Häme und Verächtlichmachung stehen wir als evangelische Kirche voll hinter dem Engagement von Politikerinnen und Politikern. Es wäre zu einfach, nur zu fordern, dass wir für unsere Demokratie kämpfen müssen – das sagen letztlich alle. Wir brauchen eine starke und sichtbare Allianz von zivilgesellschaftlichen Akteuren, die sich mit voller Überzeugung für unsere demokratische Grundordnung einsetzen. Sind Evangelische Akademien in diesem Netzwerk eigentlich noch verortet? Sind sie ausreichend verbunden mit anderen Akteuren innerhalb der zivilgesellschaftlichen Bewegungen? Waren sie – ich erinnere mich nicht – in den vergangenen Jahren einmal Mitinitiatoren, Anreger, kraftvolle Impulsgeberinnen?

Keine leichte Aufgabe in einer Zeit, in der immer mehr Bürgerinnen und Bürger demokratischer Staaten Politikern ihre Stimmen geben, die sie dreist und offensichtlich belügen. Wir teilen nicht mehr nach „wahr“ oder „unwahr“, sondern vielmehr nach „gefällt mir“ und „gefällt mir nicht“: „Was mir gefällt, ist wahr. Was mir nicht gefällt, ist unwahr.“ Was heißt das für uns? Wenn wir den Gesprächsfaden nicht abreißen lassen wollen, genügt es mit Fakten und dem, was wir als Wahrheit erkennen, zu argumentieren? Hannah Arendt plädierte im Angesicht der Propagandalügen, die den Eintritt der USA in den Vietnamkrieg rechtfertigen sollten, dafür, nicht zu hohe Ansprüche an die Wahrhaftigkeit in der politischen Kommunikation zu stellen. „Wahrhaftigkeit ist nie zu den politischen Tugenden gerechnet worden, weil sie in der Tat wenig zu dem eigentlich politischen Geschäft, der Veränderung der Welt und der Umstände, unter denen wir leben, beizutragen hat.“⁴ Die Überredungskünste in der politischen Kommunikation beruhen laut Arendt nicht auf Wahrheiten, sondern auf Meinungen. So gesehen, sollten wir von den Politikerinnen und Politikern gar nicht erwarten, dass sie uns die Welt erklären, sondern lieber den Expertinnen und Experten zuhören. Die Evangelischen Akademien sind hervorragende Orte dafür. Hier geschah und geschieht diese Kommunikation, die um die Wahrheit ringt.

Das Einstimmen in das leise Gebrüll und laute Getwitter der Populisten, das bereitwillige Sich-Belügen-Lassen scheint mir aber noch eine andere Ursache zu haben: Überall auf der Welt hat sich Widerstand gegen die liberalen Eliten formiert – mit einem überwältigenden Erfolg. Nationaler Narzissmus ist weltweit auf dem Vormarsch und auch in Deutschland wächst die Zahl derer, die die Demokratie nicht für unsere größte Errungenschaft halten. Auch die modernen protestantischen Kirchen sind ihnen verdächtig: Wir sind mit den Eliten auf einer Wellenlänge, loyal dem liberal-demokratischen Staat gegenüber, wir sind bildungsbürgerlicher Mainstream. Der Bereich der öffentlichen Rede ist ein zerbrechliches Gut. Er wird in der Regel durch Kompromisse und einen Konsens zusammengehalten. Dieses Eis ist dünn. Ein Konsens über das, was erlaubt und das, was verboten ist. Dieser Raum entsteht erst, indem öffentlich gesprochen wird. In den vergangenen Jahren wurde dieser Raum verändert. „Das Überschreiten der roten Linie, die die Political Correctness als Befestigung des öffentlichen Raums, als Verstärkung gegen dessen Fragilität gezogen hat – dieses Überschreiten phantasiert sich als Befreiungsschlag.“ Dabei wird gerade eine überzogene Political Correctness häufig als Meinungsverbot interpretiert. Wolfgang Merkel, Direktor der Abteilung Demokratie und Demokratisierung am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, hat in einem Interview die unterschiedlichen Interpretationen markiert: „Die Verrohung des öffentlichen Diskurses hat also mindestens zwei Quellen: zuerst und zuvörderst den Rechtspopulismus, der bewusst die sogenannten roten Linien überschreitet, aus Überzeugung oder mit strategischer List. (...) Die Linksliberalen mit ihrer intransigenten (unversöhnlichen) Hybris und ihrer Sehnsucht nach Ausschließung sind die andere Quelle. Beide Lager polarisieren die Debatte. Eine wirklich demokratische Debatte muss aber radikal offen und pluralistisch sein und nicht durch eng gezogene rote Linien nur die ‚richtige‘ Moral zulassen.“ So wird dieser Raum einer vielfältigen Meinungsbildung zunehmend scharf zerteilt.

„Das Problem beginnt aber gerade dort, wo die alten ‚ungeschriebenen Sitten‘ nicht mehr passen, wo sie den neuen Verhältnissen – etwa der Stellung der Frau – nicht mehr entsprechen oder nicht mehr entsprechen sollen. Dann ist es notwendig, diese ‚ungeschriebenen Sitten‘ explizit zu machen. Um sie zu verändern oder anzupassen. Das entspricht der Pc als vernünftiger Regulierung einer pluralisierten Gesellschaft. Wenn es dabei aber zu Dingen kommt, wie etwa geregelter Sex mit eigenem Vertrag, dann ist das tatsächlich ein Exzess, eine Sackgasse“, schreibt Isolde Charim in „Ich und die anderen“, Slavoj Žižek weiterdenkend.



Ralf Meister, Ellen Ueberschär, Stephan-Andreas Casdorff

Die Suche nach Kompromissen oder einem Konsens wird unter der Dominanz der Akteure im öffentlichen Raum verhindert. Aus dieser Gemengelage entstehen scharfe Abgrenzungen. Es bildet sich ein Moraldiskurs, der zwischen der richtigen und der falschen Moral teilt und sie bis in die Zustimmung bestimmter Begriffe dekliniert. Dass eine solche geteilte und sich kämpferisch begegnende Besetzung des öffentlichen Raumes zu Radikalisierungen führt, ist wenig überraschend.

Die Church of England geht einen bemerkenswerten Weg. Die Gemeinden laden mitten im Brexit-Chaos dazu ein, gemeinsam Tee zu trinken und zu beten. Für die einen sei der Brexit Grund zum Feiern, für die anderen Anlass zu großer Trauer, heißt es in einer Handreichung von 2019, die Justin Welby, Erzbischof von Canterbury, unterzeichnet hat. Jetzt müsse mit der schwierigen Arbeit des gegenseitigen Zuhörens begonnen werden, heißt es in der Handreichung. Die Kirche will dafür geeignete Räume schaffen. Man müsse jetzt nach vorne schauen, nicht in die Vergangenheit. Jeder müsse mit Respekt behandelt werden, unabhängig von seiner Meinung zum Brexit. Man kann das banal finden, so wie ich es zu Beginn tat. Zugleich zeigt es aber, welche Rolle Kirchen übernehmen können, wenn sie in den gesellschaftlichen Polarisierungen nicht nur auf ein Mandat der Wahrheit pochen (welche Wahrheit sollte das nach dem Hinfall der christlichen Glaubensgewissheiten schon sein?), sondern einem Versöhnungsauftrag treu bleiben, der in einer kulturell multipel gefächerten Gesellschaft tragfähige kommunikative Verbindungen schafft.

Als in Niedersachsen im Jahr 1952 der Neubau der Evangelischen Akademie Loccum errichtet wurde (angeblich die sechste Evangelische Akademie, die die Evangelische Akademie des Hannoverlandes, welche 1946 in Hermannsburg gegründet wurde, ablöste), beschrieb der damalige Landesbischof die Aufgabe bei der Eröffnung mit den Worten: „Hier kann jeder alles sagen.“⁵ Wenig später führt er es im Sonntagsblatt aus: „Der menschliche Reiz der ersten Akademietagungen bestand darin, daß sich hier die unwahrscheinlichsten Begegnungen vollzogen. Alle ‚Richtungen‘ waren vertreten; denn die großartige methodische Grundregel der Akademiarbeit hieß: Hier kann jeder alles sagen.“ Heute, so könnte man einwenden, geschieht das doch fortwährend, nur gibt es leider kaum einen Ort, an dem in leiblicher Anwesenheit diese radikale Vielfalt der zerrissenen Gesellschaft, die zwischen rechter und linker Identitätspolitik hin und her lichter, zusammengebracht werden kann. Sind Evangelische Akademien solche Orte?

Zwei persönliche Erinnerungen zum Schluss:

„Das gelobte Land, das wir suchen, gibt es nicht“, schrieb Albert Camus in „Der Mensch in der Revolte“. Es ist unmöglich, für das Morgen zu leben, anstatt dem Heute. Die Welt hat an sich keinen Sinn, erst der handelnde Mensch verleiht ihn ihr, indem er für die Geknechteten und Entrechteten eintritt. Kunst und Revolte sind ewig. Unrecht, Leiden und Tod sind nicht aus der Welt zu schaffen. Es gilt, die Erde zu lieben, kühn und intelligent zu denken, klar zu handeln und zu wirken.“

Es ist lange her. Wintersemester 1983 in Hamburg an der Universität. „Der Tod als Problem im Existenzialismus.“ Der Religionsphilosoph Klaus-Michael Kodalle, eine außerordentliche Lehrpersönlichkeit, hielt ein systematisches Proseminar vor einem großen Studentenkreis. Ich als Studienanfänger dazwischen. Das Thema elektrisierte. Von Kierkegaard, Sartre und Camus bis zu Heidegger und anderen Autoren ein Durchschreiten der Endlichkeit. Als wissenschaftlicher Assistent in einer der Sitzungen saß, der Professor war abwesend, ein jugendlicher Student am Lehrpult und brachte die Diskussion und den Austausch der Lektüre voran: Rüdiger Sachau. Als Studienanfänger war ich fasziniert, wie diese nicht einfache Lektüre von ihm pointiert wurde, vorangebracht. Auch Dinge, die man nicht verstanden hat, ließen sich erschließen, so meine Lehre aus dieser Doppelstunde. Danke für diese erste und dann viele folgende Stunden, Rüdiger.

Anmerkungen

- 1 <https://twitter.com/heikomaas/status/1173139512576360448?lang=de>.
- 2 Martin Hein, Ein Bischof im Shitstorm, in *zeitzeichen* 9/2018, S. 32.
- 3 Hans Leyendecker, Angekommen im Lügenzeitalter, *zeitzeichen* 2/2018, S. 33.
- 4 Hannah Arendt, Wahrheit und Lüge in der Politik, Zwei Essays, München 1987, S. 64ff.
- 5 Norddeutsche Zeitung, 13./14. Dezember 1952, Nr. 286.

Ralf Meister ist Landesbischof der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers

Das Gespräch des Nikodemus. Predigt über Johannes 3,1–10

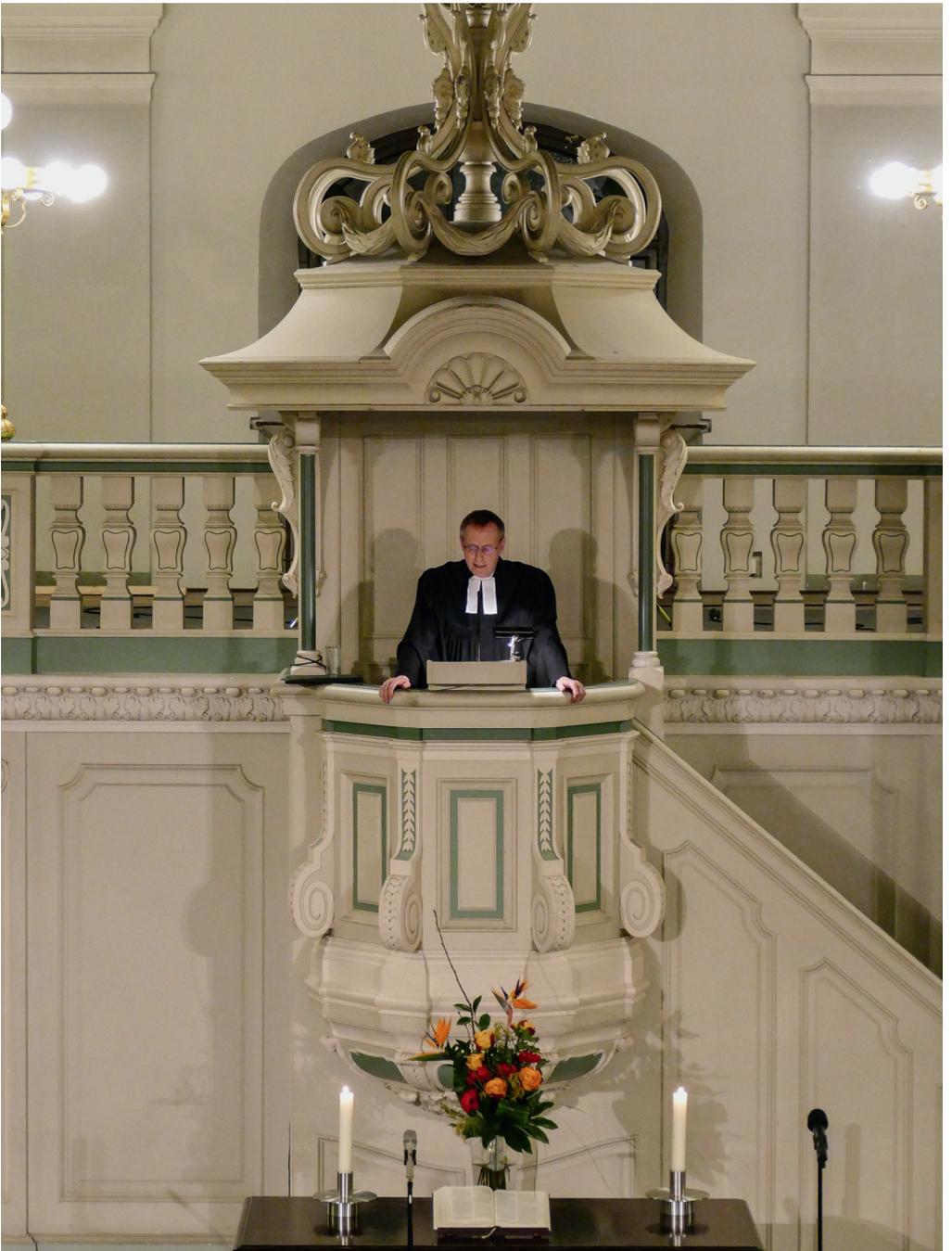
zum Abschied als Akademiedirektor an der
Evangelischen Akademie zu Berlin

Der Text: Johannes 3,1–10

Es war aber ein Mensch unter den Pharisäern mit Namen Nikodemus, einer von den Oberen der Juden. Der kam zu Jesus bei Nacht und sprach zu ihm: Meister, wir wissen, du bist ein Lehrer, von Gott gekommen; denn niemand kann die Zeichen tun, die du tust, es sei denn Gott mit ihm. Jesus antwortete und sprach zu ihm: Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sei denn, dass jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen. Nikodemus spricht zu ihm: Wie kann ein Mensch geboren werden, wenn er alt ist? Kann er denn wieder in seiner Mutter Leib gehen und geboren werden? Jesus antwortete: Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sei denn, dass jemand geboren werde aus Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen. Was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch; und was vom Geist geboren ist, das ist Geist. Wundere dich nicht, dass ich dir gesagt habe: Ihr müsst von neuem geboren werden. Der Wind bläst, wo er will, und du hörst sein Sausen wohl; aber du weißt nicht, woher er kommt und wohin er fährt. So ist es bei jedem, der aus dem Geist geboren ist. Nikodemus antwortete und sprach zu ihm: Wie kann dies geschehen? Jesus antwortete: Du bist Israels Lehrer und weißt das nicht?

Nachtgespräche in der Akademie

Die Gespräche am Kamin sind in manchen Akademien genauso wichtig wie der Tagungsraum und die Kapelle. Auch auf Schwanenwerder haben wir einen Kamin in der Eingangshalle der Villa, er brennt nicht so oft wie in anderen Akademien. Denn auf Schwanenwerder ist, jedenfalls an warmen Tagen, eher die Terrasse oder unten das Seeufer der Ort persönlicher Gespräche. Man unterhält sich und blickt gemeinsam auf den Wannsee und die vorbeiziehenden Lastkähne und Segelboote. Viele unter



Rüdiger Sachau

uns haben dort schon gegessen, ins Gespräch vertieft, manchmal schweigend, wenn abends die Lichter von Kladow über das dunkle Wasser der Havel grüßen.

Die Gespräche am Kamin, auf der Terrasse, am Seeufer, sie sind für mich bis heute ein wichtiger Teil jedes Tagungsgeschehens. Und als ich Ihre, Eure Namen auf der Anmelde­liste las, kamen mir unzählige Begegnungen in den Sinn. Erinnerungen an Gespräche über Nachdenkliches und Trauriges, an kreativen Gedankenaustausch und angeregte Diskussion, an das Ringen um die richtigen Worte und die Freude, wenn wir uns dem gemeinsamen Verstehen annäherten. Ja, es hat sich für mich immer richtig angefühlt, mir Zeit für ein Gespräch zu nehmen. Und ich bereue nicht die Gespräche, die ich geführt habe, sondern die, die unterblieben sind.

Es gehört zu unserer Kultur in den Akademien, dass abends, wenn das offizielle Programm zum Ende gekommen ist, die Tagung informell noch weiter gehen kann. Die Beleuchtung wird gemütlich. Man sitzt beieinander und spricht, diskutiert, erforscht die Meinungen der anderen, streitet laut oder leise, trinkt Wein.

Die persönlichen Gespräche, im kleineren Kreis und manchmal auch zu zweit, gehören zur DNA der Akademien. Ich habe sie immer „das zweite Programm“ genannt, weil diese Gespräche mir genauso wichtig erscheinen wie das offizielle Tagungsprogramm mit seinen Vorträgen, Diskussionen und Arbeitsgruppen.

Manchmal kommt man im persönlichen Gedankenaustausch dem Thema der Tagung ganz anders nahe. Ich habe jedenfalls manchen Abendgedanken in die Diskussionen des Folgetages mitgenommen. Und was am Abend diskutiert wurde, kann in der Morgenandacht aufgegriffen und mit neuen Akzenten versehen werden. Bibeltex­te, Lieder und Gebete, ein kurzer Gedanke erweitern den geistigen und geistlichen Horizont. Für viele, mit denen ich Nächte diskutiert habe, war der christliche Glaube fremd. Und dennoch ließen sich immer wieder Teilnehmerinnen und Teilnehmer neugierig und distanziert zugleich auf das Angebot der Andacht am Morgen ein.

Unverfügbare Folgen

Ich erinnere mich an ein solches nächtliches Gespräch in der ehemaligen Akademie in Bad Segeberg. Mein Gesprächspartner war ein erfahrener Arzt, der mir sehr klar seine kritische bis ablehnende Haltung gegenüber

dem Christentum, ja gegenüber jeglicher Religion darlegte. Ich habe engagiert meine Überzeugungen zu vertreten versucht. Es war ein langes Gespräch, das keine besondere Verständigung erkennen ließ. Was blieb, war unsere beiderseitige Bereitschaft einander zuzuhören und die Argumente des jeweils anderen nicht nur gelten zu lassen, sondern auch zu respektieren. Verstehen ohne zuzustimmen. Aber so sollte doch jedes fruchtbare kontroverse Gespräch sein.

Am anderen Tag hielt ich wie immer die Morgenandacht, in der es eine kleine Phase gab, in der die Teilnehmerinnen und Teilnehmer selber etwas sagen konnten, wenn ihnen danach war. Und es berührt mich bis heute, dass mein kritischer Gesprächspartner vom späten Abend nicht nur zur Andacht gekommen war, sondern nur einen Satz sagte, fast zu sich selbst, aber doch so, dass wir alle ihn verstehen konnten: „Ich glaube, hilf meinem Unglauben.“

Ich weiß nicht, ob ich ihm diese Dialektik von Glauben und Zweifel in unserer nächtlichen Diskussion vorgetragen hatte oder ob er das Zitat aus der Bibel bereits vorher kannte, es ist ja die diesjährige Jahreslosung. Das ist alles nicht wichtig. Wichtig ist, dass die Sehnsucht dieses Menschen in diesem Augenblick ihren Ort und ihre Sprache fand.

Die Erinnerung an diese Situation bewegt mich auch heute noch, mehr als zwanzig Jahre später. Sie bewegt mich deshalb, weil sie mir exemplarisch die Chance des Gespräches, des intensiven aufeinander Einlassens, der wahrhaften Begegnung, hat deutlich werden lassen. Ja, ich glaube an die Macht des Gespräches. Ja, ich bin davon überzeugt, dass etwas geschehen kann, wenn wir uns öffnen, etwas von uns riskieren, wenn wir uns als Verwundbare und nicht als Mächtige zeigen.

Und noch etwas hat mich diese Begebenheit gelehrt: Wir können Gespräche führen so viel wir wollen, wir können unglaublich sensibel sein und klar in unseren Überzeugungen – was daraus wird, liegt nicht in unserer Hand, es bleibt unverfügbar und überraschend.

Tagungsraum, Kapelle und Kamin oder Terrasse, an allen drei Orten habe ich viel Zeit meines Lebens verbracht – und dafür bin ich dankbar. Kamin und Kapelle, ist das nicht ziemlich nostalgisch? Geradezu unpolitisch und weit weg vom öffentlichen Anspruch der Akademie? Ich glaube das nicht. Ich sehe, dass der öffentliche Diskurs seine Vor- und Nacharbeit im Gespräch braucht. Das muss nicht der traditionelle Kamin sein. Ein nachdenklicher Austausch auf Facebook, ein sensibler Tweet, ein Gespräch beim gemeinsamen Joggen oder im Club, unserer Phantasie sind keine Grenzen gesetzt.

Aber ich halte die persönlichen Begegnungen in den Evangelischen Akademien weiterhin für einen riesigen Schatz, für unsere Gesellschaft und für unsere Kirche. Und ich meine damit weit mehr als Networking und den Austausch von Visitenkarten. Wenn sich Menschen begegnen, zuerst nur durch das gemeinsame Interesse an einem Tagungsthema verbunden, und sie sich dann einander öffnen, dann ist das ein Stück des Reiches Gottes unter uns. Unter dem Dach der Kirche, im Haus der Akademie soll es möglich sein, dass wir uns ohne Gesichtsverlust begegnen und über die offenen Fragen des Lebens sprechen. Und manchmal ist dann Gottes Geist mitten unter uns, das merken wir aber erst im Rückblick.

Biblische Nachtgespräche

Ist das nun eine Programmrede über Evangelische Akademiearbeit mit Retro-Elementen oder eine Predigt? Ich vermute, längst haben Sie meine Gedanken als Auslegung des biblischen Textes gehört, den wir als Evangelium gehört haben. Das Nachtgespräch zwischen Nikodemus und Jesus, das uns Johannes im dritten Kapitel des Evangeliums schildert. Mit den ersten zwei Sätzen sind wir mitten in der Szene:

Es war aber ein Mensch unter den Pharisäern mit Namen Nikodemus, einer von den Oberen der Juden. Der kam zu Jesus bei Nacht und sprach zu ihm.

Er kommt in der Nacht, um unerkannt zu bleiben. Gespräche im Hinterzimmer, Geheimverhandlungen und Hintergrundgespräche gibt es auch in Berlin genug. Aber dieses Gespräch ist anders. Nikodemus ist ein Mensch, der etwas klären, etwas verstehen will, das seine Existenz wie auch die gesellschaftliche und religiöse Ordnung berührt. In gewisser Hinsicht geht es um Alles oder Nichts. Die persönliche Klärung und die gesellschaftliche Positionierung fallen ineinander. Das Gespräch findet statt in dem, was wir den vopolitischen Raum nennen.

Kirche wolle nicht selbst Politik machen, wohl aber Politik möglich machen. Diese Formel, von Richard von Weizsäcker im Kontext der Ostdenkschrift geprägt, markiert notwendige Zurückhaltung und erscheint mir für unsere Gegenwart fast schon wie eine Selbstüberschätzung. Denn wie wird das, was wir als Kirchen sagen, auf Synoden oder auf Akademiepodien, aufgenommen? Unsere kirchlichen Stellungnahmen sind Stimmen unter vielen anderen Äußerungen aus der Gesellschaft. Die Positionen der Christinnen und Christen werden mal ignoriert, mal

gehört, je nach Interesse mit Zustimmung oder Empörung. Wir spüren schon lange, wie unser Einfluss in der Öffentlichkeit geschwunden ist. Und doch haben wir weiterhin etwas zu sagen und beizutragen.

Das sollte manchmal weniger normativ wirken und vielleicht weniger moralisch rüberkommen. Aber wir können dazu beitragen, dass andere durch gute Argumente befähigt werden, selber besser ihre Entscheidungen zu treffen. Ich habe unsere Arbeit in den Evangelischen Akademien immer so verstanden, dass wir mit denen sprechen, die an anderer Stelle Verantwortung für uns alle übernehmen. Dass sie die Meinung der Kirche zu ihren Themen kennen lernen. Aber das allein wäre zu wenig. Ich glaube, unsere Gesprächspartnerinnen, Gäste und Teilnehmer sollen nicht nur informiert, sondern von den Perspektiven des Evangeliums berührt werden. Die Bibel, unsere Tradition, unser eigenes Leben ist voller Reichtümer an Erfahrungen und Einsichten, die wollen erzählt werden, auch wenn sie manchmal fremd und verwirrend wirken.

So ähnlich ging es Nikodemus. Er kam aus der Gruppe der Verantwortungsträger und Top-Entscheider seiner Zeit. Und im Gespräch konfrontiert ihn Jesus mit einer Perspektivverschiebung, einem ziemlich fremden Gedanken: „Wer nicht von Neuem geboren wird, kann das Reich Gottes nicht sehen.“ Das ist ziemlich steil und auch verwirrend, aber es führt zu einem langen Gespräch.

Man muss nur einmal auf die Verben im Text achten: „Nikodemus spricht“ zweimal (Verse 2 und 4), „Jesus antwortet“ dreimal (Verse 3, 5 und 10), „Nikodemus antwortet“ einmal (Vers 9). Sechs Worte für Gespräch in zehn Versen. Für mich ist in dieser Szene alles enthalten, was auch für uns in den Akademien wichtig ist:

- Erstens: eine große Frage von persönlicher wie politischer Relevanz
- Zweitens: ein ernsthaftes Gespräch mit Fragen und Antworten, die sich um Verstehen bemühen
- Drittens: die geistliche, die spirituelle Dimension, die theologische Deutung, der Blick über das Alltägliche hinaus.

Es gilt, damals wie heute: Wer ernsthaft sucht, ist willkommen, auch wenn die Fragen bleiben. Das ist heute nicht anders als damals in Jerusalem bei Nacht. Viele Gespräche sind Annäherung, Näherungen im Schutz der Dunkelheit. Zum Gespräch gehört die Bereitschaft, das bleibende Unverständnis auszuhalten. Und zum Gespräch gehört die Überraschung, wenn wir plötzlich, unmittelbar begreifen, wenn die Worte und Gedanken nachwirken und wir uns verändern – unverfügbar und wunderbar.

Unter den Gästen der Akademie und als Gesprächspartner sind mir oft diejenigen am liebsten gewesen, die wie Nikodemus sind. Die mich in ihre Fragen und ihre Sehnsüchte nach Gott und dem gelingenden Leben verwickeln. Weil es auch meine Fragen sind, die nie fertig beantwortet sind. Ihre Fragen halten auch mich offen, dafür bin ich dankbar.

Unverfügbarkeit Gottes und unsere Freiheit

Nur ein Beispiel: Im Gespräch erinnert Jesus seinen Gesprächspartner Nikodemus daran, dass wir Gott nicht in einem Bild fassen können. Denn der Geist weht, wo er will. Gottes Gegenwart ist nicht zu zwingen und nicht zu fassen. Wer das so denken kann, dem eröffnet sich ein Raum großer Freiheit. Durch das Gespräch und seine Fragen wird deutlich: Gott ist anders als wir denken. Gottesbilder sind Hilfskonstruktionen. Wir sind eingeladen, unsere Fragen nicht aufzugeben.

Es geht eben nicht darum, irgendeinen Glauben zu haben oder Bekenntnisse abzugeben. Es geht um die Sehnsucht, die einen Satz in der Bibel hat, den wir schon gehört haben: „Ich glaube, hilf meinem Unglauben.“¹ Dieser eine Satz der Sehnsucht genügt. Denn wir werden geglaubt. Das ist der Kern des Evangeliums, dass wir über die Liebe Gottes nicht verfügen, sondern dass sie uns geschenkt wird. Das ist es, was wir uns sagen lassen können, dass wir den Geist nicht haben, sondern er uns anweht, wann und wo er will. Für mich ist das Nachtgespräch von Jesus und Nikodemus geradezu die Heiligengeschichte für die Akademie. Erzählt wird uns, was geschehen kann, wenn das Podium abmoderiert ist und die Lichter im Tagungssaal verlöscht sind.

Vom Persönlichen zum Politischen

Sehr erfolgreich scheint das Gespräch zwischen Nikodemus und Jesus nicht gewesen zu sein, zumindest ist davon in der Bibel nichts zu lesen. Irgendwann ist er gegangen.

Aber Nikodemus trug in sich weiter seine Sehnsucht nach einer Antwort. Immerhin hatte er sich bei Nacht zu dem verfeimten Mann aus Galiläa aufgemacht, hatte seinen guten Ruf riskiert. Verstanden hat er ihn wohl nicht, aber war Nikodemus dennoch ein Anhänger Jesu, einer der in seinem Geist lebte?

Das Johannesevangelium berichtet, dass man in führenden Kreisen in Jerusalem über die Verhaftung von Jesus aus Nazareth diskutierte. Im Rat sind sich fast alle einig: Der ist nicht echt, man muss diesem Treiben ein Ende bereiten. Und in dieser Beratung meldet sich Nikodemus als Ratsmitglied zu Worte: „Richtet denn unser Gesetz einen Menschen, ehe man ihn verhört und erkannt hat, was er tut? Sie antworteten und sprachen zu ihm: Bist du auch ein Galiläer?“ (Johannes 7,40–52)

Da ist er wieder, Nikodemus, der Zweifler, der Frager, er stellt sich gegen die Mehrheit seiner Kollegen, er riskiert seinen guten Ruf, er positioniert sich und hinterfragt die Vorverurteilung, die Einlinigkeit des Urteils, das schon feststeht, bevor untersucht wurde.

Die neue Netflix-Serie „Messiah“ stellt diese Frage an uns. Wie würden wir heute auf einen jungen Mann reagieren, der als spiritueller Führer andere in seine Nachfolge ruft, mit seinen Anhängerinnen und Anhängern die Wüste durchquert und anscheinend Wunder vollbringt. Wie würden die Menschen reagieren? Was würden die Behörden tun? In der Serie sehen wir, wie CIA und andere Geheimdienste nach einer Antwort suchen. Sektengründer? Terrorist? Harmloser oder gefährlicher Irrer? Der Film zeigt die Schwierigkeit, in einer solchen fiktiven Situation heute zu Klarheit zu kommen. Das war damals nicht einfacher.

Angesichts dieses Problems überliefert das Evangelium einen Maßstab, den Jesus selber formuliert: An ihren Früchten, an ihren Taten sollt ihr sie erkennen.² Nicht an ihren Gefühlsausbrüchen und psychisch-religiösen Erfahrungen, nicht an ihren Zeichen und Wundern, nicht an ihren richtigen Lehren und tiefen Überzeugungen, sondern an ihren Taten. Daran soll man Menschen erkennen, die im Geiste Gottes leben. Dazu muss man nicht besonders gebildet sein, dazu muss man nicht alles verstanden haben und man muss sich auch nicht sicher sein. Es geht auch mit Zweifel, dass wir richtig handeln im Leben. Daran werden wir gemessen. Wer sich von Gott geliebt weiß, der soll auch im Geist seiner Liebe tätig handelnd leben.

Interessanterweise müsste man dann auch daran denken, dass Menschen, die nicht dem christlichen Glauben angehören, trotzdem in ihrem Handeln von Gottes Geist gelenkt werden.

Tagungsraum, Kapelle, Kamin – da fehlt noch etwas Wesentliches für die Akademie und ihre Gesprächskultur: Es ist das reale Leben, auf das wir uns beziehen, das Leben, welches wir mit unseren Veranstaltungen verstehen und zu dessen verantwortlicher Gestaltung wir beitragen wollen. Auch bei uns geht es am Ende darum, welche Taten folgen, welches die Früchte der Akademiearbeit sind.

An dieser Stelle muss ich eine letzte Geschichte von Nikodemus erzählen. Dreimal berichtet Johannes über ihn, vom Besuch in der Nacht, von der Ratssitzung und schließlich ganz am Ende noch einmal. Es ist der Zeitpunkt, als alles vorbei zu sein scheint. Jesus ist tot und Josef aus Arimathäa hat bei Pilatus die Erlaubnis erwirkt, den Leichnam Jesu abnehmen zu dürfen.

„Es kam auch Nikodemus, der früher einmal Jesus bei Nacht aufgesucht hatte. Er brachte eine Mischung aus Myrrhe und Aloe, etwa hundert Pfund. Sie nahmen den Leichnam Jesu und umwickelten ihn mit Leinenbinden, zusammen mit den wohlriechenden Salben, wie es beim jüdischen Begräbnis Sitte ist.“ (Johannes 19,38–42) Hundert Pfund duftende Kräuter für einen Toten. Das war damals ein Vermögen. Und es ist ein Bekenntnis durch die Tat.

Nikodemus, dem Jesus so viel schwer Verständliches über den Geist in einem nächtlichen Gespräch sagte, er zeigt am Ende mit seinem praktischen Handeln, wes Geistes Kind er ist. Und das ist nicht das Ende, sondern eigentlich der richtige Anfang. Denn diese Geschichte kann sich in jedem Nachtgespräch wiederholen, der Geist Gottes weht, wo er will. Amen.

Anmerkungen

- 1 Markus 9,14–29.
- 2 Matthäus 25,34–40.

Rüdiger Sachau ist Pfarrer im Vertretungsdienst des Kirchenkreises Plön-Segeberg und war bis Januar 2020 Direktor der Evangelischen Akademie zu Berlin

Entpflichtung von Dr. Rüdiger Sachau als Direktor der Evangelischen Akademie zu Berlin

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Schwestern und Brüder,
liebe Familie Sachau,
liebe Frau Barbara Kaune-Sachau,
lieber Rüdiger Sachau,

in Christus liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis – mit diesem Wort aus dem Kolosserbrief hat Bischof Huber Dich vor dreizehneinhalb Jahren in den Dienst eingeführt – wer das nachliest oder erinnert, hört, weiß, dass es ein Wort ist, das Rüdiger Sachau ein Leben lang begleitet, seit der Konfirmation 1971, also bald dann fünfzig Jahre. Alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis – wer mit Rüdiger die Schatzkiste der Jahre seit 2006 öffnet, stößt auf so viele Perlen und funkelnde Einsichten, da wird Ihnen jetzt bange sein bei der Sorge, ich könnte die annähernd aufzuzählen und vorzuführen versuchen wollen. Ich lasse es bei drei, oder sagen wir: dreieinhalb.

Die erste: Akademiearbeit in den letzten eineinhalb Jahrzehnten – das hieß: zum einen treu das Erbe der verschiedenen Traditionen, auch der verschiedenen Akademien dieser vielfältigen Kirche EKBO verbinden, *an der Nahtstelle* dieser Traditionen gewissermaßen, wie es das neueste Buch darüber schön beschreibt, an der Nahtstelle und zugleich inmitten eines Kontextwechsels. War die Funktion einer Evangelischen Akademie lange auch die der internen, kritischen Stimme, ein wohltuendes Gegenüber zu kirchlicher, kirchenleitender Praxis, der notwendige Ort für die innere kritische Stimme, so ist sie inzwischen wieder mehr und mehr intellektuelle Wegbegleiterin im Wirken nach Innen und Außen. Diese Kontextverschiebung in Funktionsveränderung zu meistern, dabei nicht in Posen zwischen Alt-68er und internem, weitgehend kostenfreiem Revolutionsgeist zu verharren, vielmehr bei der Suche nach einer neuen Stimme und Sprache zu helfen, ja wie einst am Anfang der Akademien auch wieder selbst kräftig und leidenschaftlich in intellektuelle Auseinandersetzung mit Populismus und Nationalismus zu gehen, das zu befördern und nicht

zu verharren, das ist ein Verdienst, lieber Rüdiger Sachau, das gar nicht hoch genug geschätzt werden kann, eine Perle in der Schatzkiste, deren Weisheit im Alltag einer solchen Kontextverschiebung ja kaum wahrgenommen, geschweige denn ausgesprochen wird. Sie zu reflektieren und umzusetzen – das ist das, was wir als EKBO Rüdiger Sachau verdanken, wie sehr, das werden wir noch merken. Denn dazu gehört Beweglichkeit, ständige Veränderungsbereitschaft, ja Veränderung als eigenes Programm, weil sich die Zeiten ändern, und weil Bewahren nur durch Verändern geht. Die Akademie bleibt nur, weil und wenn sie sich wandelt. Kaum einer hat das so gelebt wie Rüdiger Sachau. Danke.

Die zweite Perle: Akademiearbeit ist Teamarbeit. Der frühere Studienleiter, ja, der frühere Studieninspektor Rüdiger Sachau – daher kennen wir uns ja, aus der Zeit, als die Hannoversche Landeskirche noch ein Gerhard-Uhlhorn-Studienkonvikt in Göttingen mit einem Studieninspektor hatte – der frühere Studieninspektor – schön, nicht, klingt ein wenig nach Derrick und Harry und dem Wagen, den man heute gut ökologisch nicht schon mal holt, sondern lieber stehen lässt, ich erwähne das alles ja auch nur, um mal das Konvikt dieser Kirche hier in Erinnerung zu rufen – also, der frühere Studieninspektor Rüdiger Sachau weiß, dass Akademiearbeit nur Teamarbeit sein kann und dass die Arbeit des Direktors nicht getan ist, wenn er vorne glänzt, was er zweifellos super kann, sondern wenn die anderen glänzen. Dann ist die Arbeit richtig gewesen – und dazu braucht es viel mehr als gute Fachkenntnis. Zuhören. Unterstützen. Kritisch zurückfragen. Inspizieren, der Direktor muss auch Inspektor sein, das Umfeld einrichten, vorplanen, kommunizieren, Transparenz herstellen – naja, wir kennen alle die Schätze der Teamarbeit, ich war auch noch nie in einem Vorstellungsgespräch, wo jemand auf die Frage nach Teamarbeit sagt, nee, finde ich doof. Ich war aber schon oft in Zusammenhängen, wo die Leute zwar viel davon reden, aber sich an nix halten. Rüdiger, danke für Teamleitung.

Die dritte Perle: Der Kompass, ja das ist ein abgegriffenes Bild, aber jede und jeder weiß, was gemeint ist. Veränderungslust, Beweglichkeit macht nur Sinn, wenn man dabei einen Kompass hat, weiß, wohin. Evangelische Akademie ist Kirche, hat Rüdiger Sachau in den letzten Wochen in vielen Interviews betont – wie eine Art Vermächtnis. Oder eben im Festhalten an diesem Satz: Die Schätze liegen verborgen in Christus! Evangelische Akademie ist auch Kirche. Also Rede von der Freiheit der Kinder Gottes – im Diskurs, für die Gesellschaft, wo auch immer es möglich ist, nötig ist. Den Kompass so auszurichten, das hat etwas mit Rüdiger Sachaus glaubwürdigem, immer wieder ins Gespräch

gehenden Glauben zu tun. Dazu – diesen Punkt kann ich schnell schließen –, dazu haben dieser Tag heute und die Predigt ja alles gesagt. Danke.

Der dreieinhalbte Punkt: Er klang immer schon an. Der Dank dafür. Was soll ich sagen: Die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz dankt für Veränderungs- und Gestaltungskraft in gesellschaftlichen und kirchlich-funktionalen Kontextverschiebungen, sie dankt für Teamgestaltung in wahrhaft dienender Leitungsform und für Orientierungsverankerung aus Kirchesein heraus – das ist richtig, aber, mit Verlaub, das klingt nicht richtig schön. Da fragen Sie bald: Was, wofür danken Sie? Deshalb jetzt doch mit anderen, klassischen Worten: Wir danken Dir, lieber Rüdiger Sachau, die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz dankt Dir. Du hast Dich um sie verdient gemacht. Und – obwohl in der Schatzkiste noch so viel ist – Schluss jetzt, alles Gute für die nächsten Jahre, Jahrzehnte mit diesem Wort, in dem ja immer mehr noch offen als schon offenbar ist: In Christus liegen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis verborgen. Amen.

Christian Stäblein ist Bischof der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz und Mitglied der Gesellschafterversammlung der Evangelischen Akademie zu Berlin

Ansprache zur Entpflichtung

Wunderbar, dachte ich, welch Segen ist so eine Geschichte von Abraham, wie sie eben zu hören war. Am Anfang des Gesprächs steht erst einmal ein genussvolles Essen, mit Kuchen! Und am Anfang des neuen Lebens steht ein Lachen. Das sind Aussichten!

So ist Rüdiger Sachau: Beim Abschied immer schon das Nächste in den Blick nehmen, sich freuen können voller Neugier, was kommt, und sich gekräftigt sehen durch das, was ist und war (in Berlin). Rüdiger Sachau, der auf unzähligen Symposien und Podien gewiss manch Engel beherbergt hat und sich auf großartige Gastfreundschaft versteht, voller Erwartung und Interesse am Fremden, zugleich behutsam und sensibel für das Geheimnis, das einer Begegnung innewohnen kann.

Du bist, so kenne ich Dich bereits vom Studium, grenzenlos positiv unterwegs, auf entspannte Art, „in Spannung auf etwas hin“, selbst wenn alle anderen sich lustlos mit Griechisch quälen. Ein durch und durch auf Zukunft ausgerichteter Mensch, unerhört wach und aufmerksam, Ideengeber in unzähligen Gremien. Damals schon nicht nur Mitglied, sondern Vorsitzender des AStA, bis heute theologischer Querdenker und Friedensaktivist, in den achtziger Jahren Trendsetter fürs gewagte Kombinat Punk plus Birkenstock – wild *und* gesund. Nicht zuletzt geschickter Reparateur von manch durchgerostetem R 4. Du hast mit der Dir eigenen Leichtigkeit die schrägsten autonomen Seminare so geschickt moderiert, dass wir begeistert waren – von uns selbst und von diesem genialen Konzept, das letztlich allein Du geschrieben hast. Was soll ich sagen: Du warst immer wie eine Art Zukunftsausschuss auf zwei Beinen – die EKD-Synode profitiert seit Jahren davon. Und nicht nur sie. Wir haben es eben von Christian Stäblein gehört.

Stets bist Du mit der Frage unterwegs, was denn jetzt neu geboren werden möge in und mit einer Kirche, die ihren öffentlichen Ort in dieser Gesellschaft immer wieder neu sucht, findet, ja buchstäblich „er-örtert“ – sei es im nächtlichen Dialog oder in der täglichen Nachfolge Jesu. Licht, das uns die Welt (be)deutet.

Das Evangelium will hineingeliebt werden in diese Welt. Jetzt. Es geht um den Zuspruch von Freiheit und um die aufrichtige Würdigung jedes Menschen. In jedermanns Abschied und Neuanfang. Im Sterben und im

Leben. Das ist Dir Ziel und Ansporn zugleich. Nicht durchs Predigen zuerst, sondern durch Ermögligungen. Durch Denk- und Sprechräume in diversesten Gemeinschaften, durchs Zweiergespräch auch, durch kommunikative Provokation und Verstehen. Politisch wach und theologisch mutig. Evangelische Akademiearbeit ist hier in Berlin vom Feinsten. Geprägt von einem großartigen Team, gemeinsam mit einem Direktor, der nach der Zukunft des Diskurses fragt. Denn es bewegt sich viel in dieser Gesellschaft. Es steht alles auf Umbruch – mit all seinen Konsequenzen für demokratische Prozesse. Die Jugend steht engagiert und klar und mit neuer Verve für Klimagerechtigkeit ein und Demokratie, gegen Rassismus und Antisemitismus. Gut so. Wir haben unlängst Worte gehört und Attacken erlebt, die wir glaubten, in diesem Land nie wieder hören und sehen zu müssen.

Und, ohne ins Pathos zu verfallen, es bleibt doch dabei, dass die Gerechtigkeit Gottes als Verheißung in die Gegenwart gedacht werden will. Damit sich die Wirklichkeit – jetzt – verändert. Es bleibt dieser Hoffungsgrund, der Dich treibt und trägt. Zukunftsmensch eben, der Du in zahlreichen Kontakten mit Bundespolitikern, zu Medien, im Akademieverband und in der EKD-Synode Menschen, Themen und Hoffnungsideen großartig vernetzt hast. Dies übrigens auch international, interkulturell, interreligiös, interkonfessionell – überhaupt soviel *inter* – immer auf der Suche, was da *zwischen* den suchenden Nikodemus-Menschen an Geist entsteht. Und das ist möglich, ich bin sicher, weil Du jemand bist, der meint, was er sagt und der sagt, was er glaubt. Mit der Folge, dass man bei allem Inter-esse auch dazwischen gerät, zwischen alle Stühle – und mag sein, genau dort ist angesichts der gesellschaftlichen Polarisierung unser Platz als Kirche. Zwischen den Stühlen.

Ich danke Dir, lieber Rüdiger, für alles – fürs Zusammenhalten und den Mut zur Position, für Deine Liebe zu Deiner Kirche, für theologische Tiefenbohrungen und Unbequemlichkeiten, danke für Friedenskларheit, Freundschaft und Nachtsitzungen. Und ich danke Gott dafür, dass er Dir für all Dein Tun die Kraft geschenkt hat.

Danke aber auch Dir, liebe Barbara, dass Du so an Rüdigers Seite warst. Und zwar weniger, indem Du den „Rücken frei gehalten“, sondern indem Du mit nach vorn gedacht hast. Du hast zugehört, unterstützt, in Deiner feinsinnigen Art nachgefragt, beraten, als Weggefährtin der Zukunft eben.

Zwischen den Zeiten – so seid Ihr, so ist aber auch die Akademie in Veränderung. Und das ist ja zumeist mit mehr statt mit weniger Arbeit verbunden. Und so sei stellvertretend für viele noch einem von Herzen



Kirsten Fehrs, Christian Stäblein

gedankt: Lieber Professor Nolte, ich danke Ihnen auch im Namen der EKD für all das, was Sie mit so viel Engagement und Liebe zur Sache als Präsident der Akademie gerade in den vergangenen Monaten geleistet haben. Viel Segen für alles, was kommt.

Segen, wie bei Abraham und Sarah zwischen den Zeiten. In ihrer Geschichte geht's ja auch besonders weiter. Sarah nämlich wird, hochbetagt wie sie ist, von den Engeln ein Kind angekündigt. Und – sie lacht. Mit vielen Schwingungen. Mit Traurigkeit, mit ein bisschen Frechheit und voller guter Hoffnung, was alles möglich ist in dieser Welt.

Diese Hoffnung begleite Euch hinein in unsere Nordkirche, liebe Barbara und lieber Rüdiger, mit den Hochbetagten und den Kindeskindern. Gute Hoffnung für alles, was kommt an dem Ort, von dem Ihr herkommt, im Kirchenkreis Plön-Segeberg. Wir alle freuen uns riesig auf Euch – wir Nordkirchler, in der Akademie, in Kultur und in Hamburg, und natürlich zuallererst in der Kirchengemeinde Klein Wesenberg und Hamberge, Deiner ersten Wirkungsstätte. Am Anfang des neuen Lebens ein Lachen, ein nordkirchliches zuallererst: Geht und kommt an, gesegnet von Gott. Amen.

Kirsten Fehrs ist Bischöfin im Sprengel Hamburg und Lübeck der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland

Grußwort

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freundinnen und Freunde, liebe Barbara, lieber Rüdiger,

Akademien sollten den Rückzug in ein kirchliches Ghetto nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs verhindern, indem sie Nichtordinierte mit theologischen Argumenten ausstatten und damit fit machen, Leitungsgremien in der Kirche zu übernehmen und christliche Argumentationen in den politischen Alltag einzutragen.

Das Priestertum aller Gläubigen sollte zur Antriebskraft von Kirche und Welt werden. Das schwebte Professor Helmut Thielicke vor, als er 1942 versuchte, den württembergischen Oberkirchenrat von der Notwendigkeit der Gründung Evangelischer Akademien zu überzeugen. Es ist ihm gelungen. Siebzehn Akademien arbeiten heute in Deutschland an der Weiterentwicklung dieser Grundgedanken und engagieren sich an der Grenze und den Übergängen von Kirche und Gesellschaft.

Lieber Rüdiger, Du hast den weitaus größten Teil Deines bisherigen Berufslebens in Bad Segeberg, Berlin und im Kreis der Evangelischen Akademien in Deutschland der Arbeit an diesem Projekt gewidmet. Du hast es von der Pike auf gelernt mit Tagungen, die noch ganze Wochen dauerten, Diskursen, in denen Akademien federführend waren, und hast schmerzlich das Ende von Einrichtungen, auch Deiner eigenen, erlebt. Mit uns hier in Berlin arbeitetest Du daran, wie das Konzept „Evangelische Akademie“ auch in Zukunft einen Beitrag dazu leisten kann, der christlichen Stimme im politischen und gesellschaftlichen Tagesgeschäft Gehör zu verschaffen. Wir durften in den letzten Jahrzehnten erleben, dass der Anteil der Nichtordinierten und in anderen Berufen beschäftigten Menschen in der Leitung der Kirche auf allen Ebenen unaufhaltsam steigt. Gleichzeitig müssen wir verkraften, dass die Zahl der Christinnen und Christen in unserer Gesellschaft dramatisch sinkt. Unter Deiner Leitung arbeiteten wir in den letzten Jahren daran, dass sinkende Zahlen nicht in die Depression führen müssen, sondern der Gestaltung bedürfen.

Dass es darum geht, dass wir als Kirche unser Gewicht nicht unterschätzen und herunterspielen. Dass der Verlust von Monopolstellungen den Blick dafür weitet, welche Kooperationen in Zukunft wichtig sein

werden. Fachübergreifend beschäftigen wir uns heute in allen Studienleitungen mit Migration. Wir wissen, dass für die Zukunft viel davon abhängt, wie es uns allen gelingt, Zusammenleben aus verschiedener Herkunft, Sozialisation, Kultur, Tradition auf Augenhöhe zu gestalten.

Lieber Rüdiger, wir danken Dir für die kommunikative Atmosphäre, in der unsere Arbeit unter Deiner Leitung stattfand. Für die Freiheit, in der wir unsere Themen gestalten konnten. Und für die Kreativität, in der wir gemeinsam auf der Suche nach dem Besten der Kirche, des Landes und der Stadt gewesen sind. Wir wünschen Dir, dass Du auf dem Lebensabschnitt, der jetzt kommt, Deine Freundlichkeit, Deine Zugewandtheit und Deine kommunikative Kompetenz zum großen Nutzen aller Beteiligten einsetzen kannst.

Heinz-Joachim Lohmann ist Studienleiter für Demokratische Kultur und Kirche im ländlichen Raum an der Evangelischen Akademie zu Berlin

Grußwort

Vertraut den neuen Wegen: Lieber Herr Sachau, das Lied passt zu Ihnen.

Vor gut dreizehn Jahren haben erst Sie den Weg zur Akademie gefunden, dann ich ein bisschen später. Sie haben mir damals sehr geholfen. Sie haben zugehört, Sie sind meinen damals neuen Weg mitgegangen und haben Begeisterung gezeigt, die ansteckend war und ist.

Über Ihre Leistungen als verantwortlicher Akademiedirektor, Ihren Beitrag zum gesellschaftlichen, zum politischen Diskurs, wissen andere viel zu sagen. Ich stehe hier als Vertreterin der Mitarbeitenden. Und da fallen mir vor allem drei Wörter ein: zuhören, begeistern und vertrauen.

Sie hören zu, in einer Zeit, wo sich viele lieber selbst reden hören. Und obwohl Sie viel zu sagen haben, hören Sie zu. Egal ob es ein eher ungewöhnlicher Vorschlag zur Tagungsgestaltung ist oder ein ganz alltägliches Mitarbeitergespräch: Ihre Aufmerksamkeit ist ungeteilt. Sie lassen ausreden – sogar mich 😊, wenn ich mal etwas weiter ausholen muss. Und Sie lassen sich immer wieder begeistern von unseren Ideen und Plänen. Das hat den guten Geist mitgeprägt, der durch unsere Arbeit im Alltag weht, selbst wenn es manchmal hektisch ist und auch schon mal geknirscht hat.

Ihre Begeisterungsfähigkeit macht Mut – und Lust, Neues auszuprobieren. Denn wir spüren, dass Sie uns vertrauen, den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Akademie – uns und den neuen Wegen, auf denen eine Akademie immer wieder aufbrechen muss, wenn sie lebendig und relevant bleiben will. Neue Wege werden Sie gehen, wenn Sie wieder Pastor sind. Aber eigentlich sind Sie immer auch Pastor und Seelsorger geblieben.

Als wir für die nun bevorstehende Zeit ohne Sie zusammentrugen, was alles zu Ihren Aufgaben gehört, fragte ich mich, wie Sie denn die Zeit finden konnten, uns so ungeteilt aufmerksam zuzuhören, woher die Energie, immer wieder ehrlich begeistert zu sein. Ich vermute, es ist Vertrauen, das Sie trägt und weiter tragen wird. Vertrauen in den, der uns auf unsere neuen Wege weist. Die Zukunft ist ja sein Land.

So wünschen wir Ihnen für eine helle und weite Zukunft – Gottes Segen. Und als alte Anglistin muss ich zum Schluss noch hinzufügen: Don't be a stranger!

Danke für die gute Zeit!

Tamara Hahn ist Studienleiterin Europäische Bibeldialoge an der Evangelischen Akademie zu Berlin

Grußwort

Rüdiger Sachau und ich haben vor allem im Beirat der Evangelischen Akademie zusammengearbeitet und uns lag viel daran, bei den zweimal jährlich stattfindenden Sitzungen zum einen die Arbeit der Studienleitung zu thematisieren, zum anderen aber auch allgemeine Themen. Wir haben sehr schnell damit begonnen, dass möglichst alle Studienleitungen vertreten waren und dadurch auch ein lebendiger Austausch zustande kam. Das war in seinem Interesse, und ich glaube, das fanden auch die Beiratsmitglieder so am interessantesten, und ich hoffe natürlich, dass die Studienleitungen auch davon profitiert haben.

Ich habe an Rüdiger Sachau vor allem seine neugierige und respektvolle Art geschätzt, auf Leute zuzugehen und außerdem immer die Balance herzustellen zwischen dem Evangelischen und der Akademie. Das ist ja häufig auch umstritten, wo der Schwerpunkt liegt, und Rüdiger Sachau hat immer wieder Gespräche darüber in Gang gesetzt, was unsere spezifische Aufgabe ist.

Ich habe bewundert, wie entschieden Rüdiger Sachau nochmal zu neuen Ufern aufgebrochen ist, ein ganz neues Wirkungsfeld nochmal in Angriff nimmt, sowas ist nicht selbstverständlich, und ich wünsche ihm natürlich, dass er in seiner neuen Aufgabe auch Erfüllung findet und auch der Akademie verbunden bleibt.

Marianne Birthler war Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der DDR und ist Vorsitzende des Beirats der Evangelischen Akademie zu Berlin



Eberhard Dieppen, Jürgen Kösters, Klaus Wittmann, Stephan-Andreas Casdorff

Grußwort

Lieber Dr. Sachau,

heute gibt es viel Lob, Anerkennung für Sie und für Ihre Arbeit und Bedauern, dass Sie den Weg in den hohen Norden der Bundesrepublik jetzt gewählt haben. Ich schließe mich diesem Lob, dieser Anerkennung ausdrücklich an und zwar auch im Namen aller Mitglieder des Kuratoriums. Uns im Kuratorium war es ja immer eine Freude, unter Ihnen dienen zu dürfen. Dienen zu dürfen mit ab und zu auch eigenen Akzenten. Es war ein Vergnügen, den Weg gemeinsam mit Ihnen zu gehen, diese Akademie zu einem wirklichen Standort des Protestantismus in Berlin zu machen. Es gibt ja den Satz: Wenn's am schönsten wird, soll man aufhören. Und wenn man sich die Akademie heute ansieht, dann hat sie ihren Standort in der Hauptstadt gefunden in der großen Konkurrenz zu Stiftungen der politischen Parteien und von anderen Stiftungen, von politischen Bildungseinrichtungen und immer ging es darum, nicht nur dem Zeitgeist zu folgen. Das hat mir immer sehr gefallen.

Und persönlich möchte ich mich bedanken für die vertrauensvolle Zusammenarbeit und ja auch manchen geistlichen Rat. Die Diskussionen mit Ihnen über die Fragen, die ein kritischer Protestant in der Suche nach dem Sinn des Lebens und der Entwicklung hat – das mit Ihnen zu diskutieren war immer eine besondere Freude. Übrigens, die Einleitungen der Kuratoriumssitzungen von Ihnen haben mir immer sehr gut gefallen.

Nun geht es weiter mit dieser Akademie und mit Ihnen hoch oben im Norden – ich wünsche da jedenfalls viel Glück. Aber eines muss ich noch unmittelbar anmahnen: Sie haben mir zu Beginn unserer Zusammenarbeit, weil ich ja ein Anhänger eines alten VW-Busses bin, den ich mir immer kaufen wollte, versprochen, dass Sie mir Ihre handwerklichen Fähigkeiten bei dem Umbau Ihres VW-Busses mal zeigen. Das müssen wir nachholen. Also, alles Gute dann hoch im Norden Ihnen und Ihrer Frau!

Eberhard Diepgen war Regierender Bürgermeister von Berlin und ist Vorsitzender des Kuratoriums der Stiftung der Evangelischen Akademie zu Berlin

Grußwort

Lieber Rüdiger,

über sechs Jahre waren wir gemeinsam unterwegs – als Hausgenossen im Haus der EKD in der Charlottenstraße und in der Gesellschafterversammlung der Evangelischen Akademie zu Berlin. Darüber ist eine Freundschaft gewachsen, die auch unsere Frauen einschließt.

Ich danke Dir für Deine unerschütterliche Freundlichkeit und für Dein offenes Ohr. Für die Andachten am Montagmorgen in unserer Kapelle und zu Beginn der Sitzungen der Gesellschafterversammlung. Letztere haben mich manchmal so gepackt, dass ich dazwischengeredet habe, was man ja eigentlich bei einer Andacht nicht tut. Ich danke Dir für Deine klaren und ermutigenden Berichte an die Gesellschafter. Und für wunderbare Sommerfeste auf Schwanenwerder. Und nun geht es zurück in die kirchliche Praxis. Ich weiß, Du kannst das noch. Auch nach dreizehn Jahren Akademie. Und was Du aus Berlin alles mitbringst! In Bad Segeberg und Umgebung können sie sich freuen!

Als ich vor vielen Jahren meine erste Gemeindepfarrstelle verließ, sang die Gemeinde mir und meiner Familie diesen Choral zu, den ich nun Barbara und Dir mitgeben möchte:

„Zieht in Frieden eure Pfade.

Mit euch des großen Gottes Gnade

Und seiner heiligen Engel Wacht!

Wenn euch Jesu Hände schirmen,

geht's unter Sonnenschein und Stürmen

getrost und froh bei Tag und Nacht.

Lebt wohl, lebt wohl im Herrn!

Er sei euch nimmer fern spät und frühe.

Vergesst uns nicht in seinem Licht,

und wenn ihr sucht sein Angesicht.“

Martin Dutzmann ist Bevollmächtigter des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland bei der Bundesrepublik Deutschland und der Europäischen Union und Mitglied der Gesellschafterversammlung der Evangelischen Akademie zu Berlin

Grußwort

Ein Podium mit Dir vorzubereiten, lieber Rüdiger, ist eine offene Fahrt. Du gehörst zu denen, die nicht am Anfang wissen, wer auf einem Podium sitzt, sondern Du gehörst zu denen, die sich vom Gang eines Gespräches überraschen lassen wollen. Und das ist eine Grundvoraussetzung für Akademiearbeit.

Du verbindest Leidenschaft und Professionalität, und was mich immer wieder in den Jahren gerettet hat: Du bist auch ein organisatorischer Handwerker und wer Dich kennt, weiß, was ich meine.

Lieber Rüdiger, ich werde Dich vermissen als evangelischer Kollege am Gendarmenmarkt. Die Kooperationen mit Dir waren immer ein höheres Vergnügen, und wir wissen beide, dass das bei Kooperationen nicht immer der Fall ist.

Du bist ein Mensch voller Glaubenszuversicht, voller Heiterkeit und Zuwendungsfähigkeit, und wer Dich kennt, weiß, dass Du ein weithin neidloser Mensch bist und über die seltene Gabe verfügst, Dich mitfreuen zu können. Und diese Mitfreude ist wohl die wichtigste Voraussetzung für eine gute Kooperation. Und darüber verfügst Du im Übermaß.

Die politische Kultur in Deutschland lebt von guten Gesprächen und von guten Dialogen, und diese Kultivierung von Gespräch und Dialog ist unseren beiden Akademien von den Kirchen anvertraut. Und sehr gerne denke ich an die beiden Kooperationen zurück vor den Wahlen zum Abgeordnetenhaus in Berlin 2016 und im letzten Jahr vor den Wahlen in Brandenburg. Einmal mehr wurde deutlich, was die Kirchen dort beitragen können. Und zum Wissen der Kirchen gehört, dass Gespräch und Dialog nicht das Letzte sind, sondern sie sind etwas Vorletztes, und sie leben von etwas anderem, auch von Frömmigkeit und wortlosem Einvernehmen. Und dieses wortlose Einvernehmen, das herrschte auch in vielen Dingen zwischen uns beiden, worüber ich mich sehr freue.

Grüßwort

Lieber Rüdiger,

ich grüße Dich ganz herzlich aus dem Magdeburger Dom. Du siehst hier das Gestühl im hohen Chor, der segnende Christus. Und ich grüße Dich als alter Kollege, der ich jahrelang mit Dir zusammen im Osten Deutschlands die Akademiearbeit mitgestaltet habe. Du warst für mich ein sehr wichtiger Partner mit der Berliner Akademie, aber auch ganz persönlich ein wichtiger Berater und Freund. Jemand, der klugerweise die Dinge erkannt hat, die dran sind, und in der Lage war, sie zu analysieren, zu gestalten.

Ich habe hohen Respekt davor, dass Du vor der Zeit zurückgehst in die Nordkirche und gesagt hast: Ich lege mein Amt nicht nieder, sondern es hat seine Zeit gehabt; und ich will mich jetzt stärker um meine Eltern kümmern und auch um meine Enkel. Und Du lebst vor, dass das Leben auch seine Balance braucht. Ich selber bin gerade in ein ganz anderes Amt gekommen und grüße Dich als Landesbischof der Evangelischen Kirche Mitteldeutschlands.

Ich kann leider nicht kommen zu dem schönen Symposium, weil wir jetzt Klausurtagung haben, aber ich will sagen, dass das Thema „Das Gespräch in Zeiten des Gebrülls“ voranzubringen, ein immer wichtigeres ist, und wenn man die Akademie nicht schon hätte, müsste man sie heute gründen. Wir brauchen Orte des offenen und angstfreien Diskurses. Wir brauchen Orte, wo man auf Argumente hört und sich nicht anbrüllt. Wir brauchen Orte, wo die Diversität von Meinungen deutlich wird und vor allem auch ihre inhaltliche Begründung. Wir haben heute oft zu schnell Meinungen und zu wenig Hören aufeinander.

Ich gratuliere Dir ganz herzlich zum Geburtstag, wünsche Dir für Euer Symposium gute Gedanken, anregende Diskussionen und erhebe heute Abend noch ein Glas auf Dich und Deinen Geburtstag!

Friedrich Kramer ist Landesbischof der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland

Grußwort

Lieber Rüdiger,

es ist nicht selbstverständlich, wenn in der Einladung zu unserem heutigen Symposium darauf verwiesen wird, dass die Evangelische Akademie zu Berlin Freundinnen und Freunde braucht, und Du als scheidender Akademiedirektor dafür wirbst, an den Freundeskreis zu spenden oder gar Mitglied des Freundeskreises zu werden. Dies drückt die besondere Wertschätzung und die besondere Verbundenheit aus, die Du dem Freundeskreis entgegenbringst. Vielen Dank.

Welche Rolle der Freundeskreis für die Akademie spielen kann und vielleicht auch außerhalb der Akademie spielen sollte, ist durchaus auch Gegenstand kontroverser Diskussionen im Vorstand und zwischen seinen Mitgliedern. Diese Rolle zu hinterfragen, ist auch durchaus wichtig. Und trotzdem ist eines, wie ich finde, von sehr eigenständiger Bedeutung und dies gilt es hier hervorzuheben.

Eine Mitgliedschaft im Freundeskreis ist – wenn Du so willst – institutionalisiertes Bekenntnis zu unserer Akademie, ihrer Arbeit und ihrem Anspruch, und sie kann die Möglichkeit bieten, an der Arbeit der Akademie in besonderer Form teilzuhaben, sie zu begleiten und mit eigenen Anregungen zu bereichern.

Lieber Rüdiger, es ist Deinen Impulsen zu verdanken, dass so manche Veranstaltung des Freundeskreises in der bisherigen Form stattfinden konnte. Dies gilt besonders für Deine Sommerpredigt, die nicht nur für mich der jährliche Höhepunkt im Veranstaltungsplan des Freundeskreises gewesen ist. Wir danken Dir dafür sehr, und wir werden Dich vermissen.

Du hast als Akademiedirektor – wie es in unserer Satzung so schön heißt – mit beratender Stimme an den Sitzungen des Vorstandes teilgenommen. Wir hatten nie den Eindruck, dass dies für Dich mehr Last als Lust gewesen wäre, eher umgekehrt. Immer in Deiner zugewandten Art, immer sehr zielorientiert und niemals frei von Humor.

Für den nun beginnenden neuen Lebensabschnitt wünschen wir Deiner Frau und Dir alles erdenklich Gute, mit einem frohen Blick zurück, mit einem weiten Blick auf das, was da kommt, und mit Gottes Segen.

Herzlichen Dank.

Jochen Lindbach ist Rechtsanwalt und Vorsitzender des Freundeskreises der Evangelischen Akademie zu Berlin

Grußwort

Ein Wort über Rüdiger Sachau! Jetzt muss ich schon über ihn reden und nicht mehr mit ihm, so geht's los, aber ich will das gerne tun. Rüdiger Sachau als Synodaler ist mir noch sehr präsent. Als Synodaler war er immer eine sichere Bank in gehaltvollen Diskussionen. Er hat sich immer dynamisch eingebracht und hat neue Blickwinkel möglich gemacht, neue Sichtweisen eingetragen und auf diese Weise manchmal die Diskussion auch durchaus gedreht. Er wusste immer klug zu kommentieren und hat es leidenschaftlich auch theologisch gemacht. Rüdiger Sachau konnte sogar trüben Argumenten immer noch ein Stück Licht abgewinnen, und das hat uns oft geholfen in Diskussionen. Als Synodaler fehlt er mir jetzt schon.

Rüdiger Sachau als Direktor der Evangelischen Akademie war immer am Puls der Zeit – so habe ich es empfunden –, er hat immer genau gespürt, welche Diskussionen in der Gesellschaft gerade wichtig und für die Menschen bedeutend sind, und er hat sie ausgeleuchtet mit anderen Blickwinkeln. Er hat es gehasst, wenn es um Gemeinplätze ging und hat sehr viel Mühe dareingesetzt, die politischen, die gesellschaftlichen, allgemeine Themen, große Themen, die uns alle bewegen, aus einer besonderen Perspektive neu auszuleuchten und anzusehen. Das hat auch diesen gesellschaftlichen Prozessen sicher gutgetan. Er hat Weitwinkel gespielt. Er hat weiter geschaut und größer die Dinge angelegt.

Darum wünsche ich der Evangelischen Akademie, dass sie diese Aktualität, dieses „Am Puls der Zeit bleiben“ auch weiterhin beibehalten kann, dass diese Perspektive „evangelisch“ in vielen Fragen auf diese Weise in die Gesellschaft ganz öffentlich hineingetragen werden kann. Das wünsche ich ihr, das wünsche ich dem oder der Nachfolgerin sehr.

Und Rüdiger Sachau wünsche ich natürlich, dass er gut aufgenommen wird, dass die Holsteiner ihn freundlich annehmen, dass er dort auch wieder Erfüllung findet und die Aufgabe, die er sich dort vorstellt. Ich wünsche ihm Gottes Segen.

Sigrun Neuwerth ist Präses der Landessynode der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz

Grußwort

Lieber Rüdiger,

Glaube und Zukunft, das sind die beiden Begriffe, die mir einfallen, wenn ich an Dich denke.

Der Glaube, der Dich in Deinem Leben trägt, der Deine gesamte Arbeit prägt, sowohl hier in der Evangelischen Akademie als auch in der Synode der EKD. An beiden Stellen habe ich Dich erlebt und habe Deine Arbeit so sehr schätzen gelernt. Dein ständiges Bemühen, Menschen zusammenzubringen, Themen voranzubringen, aber auch auszuloten bis in die Tiefe, sie relevant zu machen in der säkularen Gesellschaft, in den schwierigen Situationen, in denen wir heute in einer angefochtenen Demokratie, in einer Gesellschaft, die auseinander driftet, leben und die Dir sehr zu schaffen macht, wo Du Dein Ganzes gibst, um die Zukunft zu gestalten.

Zukunft ist auch das Thema in der EKD-Synode, Du bist im Zukunftsausschuss, Du beschäftigst Dich mit Digitalisierung, und Du warst ständig getrieben – will ich mal sagen – von Deinen Ideen, wie man die Moderne in die Kirche hineinbringen kann, wie man die beiden Dinge miteinander in Zusammenhang bringen kann, wie man neue Formen ausprobiert, wie eine Kirche im Umbruch zu gestalten ist. Für alles das bin ich Dir unendlich dankbar, und ich bin ganz sicher, dass ganz viele mit mir diesen Dank an Dich aussprechen möchten.

Für Deine Zukunft mit Deiner Familie in Deiner eigenen Entscheidung wünsche ich Dir alles Gute und ein gelingendes Leben. Bleibe behütet!

Irmgard Schwaetzer ist Präses der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland und Mitglied im Kuratorium der Stiftung der Evangelischen Akademie zu Berlin

Grußwort

Was zeichnet Rüdiger Sachau eigentlich aus?

Da ist zum einen seine hohe theologische Kompetenz und da ist seine große Kommunikationsfähigkeit. Er versteht ausgezeichnet, sich auszudrücken, aber er hört auch ausgezeichnet zu. Und schließlich ist da seine staatsmännische Qualität in vielen Landessynoden, in der EKD, in Kuratorien, in Ausschüssen. Und das hat ihn qualifiziert auf die Leitungsposition innerhalb der EAD. Das ist ja ein buntes Häuflein, das sind sehr viele profilierte Einzelpersönlichkeiten. Die Akademien haben zwar auf der einen Seite ein gemeinsames Interesse, aber auf der anderen Seite, im Kleinen, sind die Interessen dann wieder nicht so ganz kongruent.

Und bei alledem hat Rüdiger Sachau auch eine unglaubliche Bodenhaftung. Er weiß, wovon er spricht. Und woher kommt das? Ich glaube, das liegt an seinem ersten erlernten Beruf als Kfz-Mechaniker.

Lieber Rüdiger,
wir Akademien lassen Dich nur ungern ziehen. Deine neue Wirkungsstätte, die kann sich freuen.

Bleib wie Du bist und Gott befohlen!



Paul Nolte, Simone Ehm, Rüdiger Sachau, Belinda Elter, Susanne Wünsch

Kirche im Indikativ

Die Akademie Rüdiger Sachaus

Liebe Akademiegemeinde,
verehrte Gäste,

nach dem Gottesdienst ist nun die Gelegenheit, etwas profaner Dank zu sagen: uns also an Rüdiger Sachau zu wenden und ihm für das zu danken, was er im Vertrauen auf Gott, aber doch auch mit seinem eigenen Verstand und seinem eigenen Herzen für die Evangelische Akademie zu Berlin geleistet hat. Als er vor knapp vierzehn Jahren nach Berlin kam, war das erst 1999 vom Stapel gelaufene Schiff der Akademie in schwere See geraten. Der erste Direktor, Rolf Hanusch, war 2003 plötzlich verstorben; sein Nachfolger erwies sich als glücklos und verließ die Akademie 2005 bereits wieder. Die Akademie musste erst einmal in ruhigere Gewässer gesteuert und wieder auf klaren Kurs gebracht werden. Dafür brachte der Mann aus dem Norden die besten Voraussetzungen mit, die sich auch dann weiter bewährten, als es längst wieder heißen konnte: Volldampf voraus!

Voraussetzungen nämlich wie eine große Geduld – eine Eigenschaft, von der ich weiß, dass nicht alle Menschen gleichermaßen mit ihr gesegnet sind –, vor allem aber Offenheit und Neugier, die bei ihm wiederum ruhen in einer charakteristischen Verbindung von Menschenfreundlichkeit und Gottvertrauen. Heiter und gelassen, so habe ich Rüdiger Sachau immer erlebt, wie schwierig die Situation auch gewesen sein mag. Seine Variante der heiteren Gelassenheit, seine Zugewandtheit zu den Menschen hat aber nichts Joviales an sich, schon gar nichts Behäbiges oder Selbstgefälliges. In den Augen von Rüdiger Sachau blitzt nicht nur Menschenfreundlichkeit, sondern auch ein stets hellwacher Verstand, ein Engagement für die Sache, und eine schier unerschöpfliche Energie.

All das hat viele Quellen, die zukünftige Biographen oder Akademiehistoriker vielleicht näher entschlüsseln werden – gewiss familiäre Wurzeln und familiären Nährboden; auch die Prägung durch die Hermannsburger Mission; nicht zu vergessen die frühe Karriere als Automechaniker, die ihm einen praktischen Sinn mitgegeben und vor jeder geistigen oder auch geistlichen Abgehobenheit bewahrt zu haben scheint.

Nachdem ich vor gut zehn Jahren dem Journalisten Robert Leicht im Amt des Präsidenten dieser Evangelischen Akademie nachfolgen durfte, kam ich nicht nur sozusagen professionell in den Genuss dieser ganz spezifischen Kombination von Eigenschaften, sondern bald und zunehmend auch als Freund – eine Freundschaft, die mich sehr bereichert hat und für die ich Dir, Rüdiger, sehr dankbar bin.

Wie man an einem ordentlichen VW-Bus nie fertig geschraubt hat, so hat Rüdiger Sachau auch seine Evangelische Akademie zu Berlin nie als etwas Fertiges und Statisches begriffen. Wie muss Akademiearbeit sich verändern, wenn sie in einer sich ändernden Umwelt eine Zukunft haben will? Diese Leitfrage war umso mehr geboten, als sich die Umwelt der Berliner Akademie in den letzten zwanzig Jahren besonders rapide verändert hat. Im Rückblick ist man versucht zu sagen: Es war gar nicht möglich, Evangelische Akademie hier im Modus der Kontinuität, im Stile des „business as usual“ zu betreiben. Und doch, wie leicht wäre es gewesen, solcher Versuchung zu erliegen: 1999, das Land und die Stadt sind wiedervereinigt, Parlament und Regierung ziehen nach Berlin – jetzt machen wir uns hier mal als Hauptstadtakademie breit und sonnen uns im Glanze dieses privilegierten Status und der neuen Nähe der Eliten! In Wirklichkeit war das ja keine Sonnenbank, sondern blieb ein Labor der Veränderungen. Berlin ist heute „mehr Hauptstadt“, als man das 1999 oder auch noch 2006 erwarten konnte. Berlin und Brandenburg sind heute weniger christlich, als man das vor zwanzig Jahren vermutet hatte. Zugleich ist die Bedeutung von Religion als Kultur- und Lebensdimension auch hier in Berlin viel mehr gewachsen, als man das 1999 ahnen konnte.

Der Akademiedirektor Rüdiger Sachau hat für all das früh Witterung aufgenommen, hat die Veränderungen reflektiert, diskutiert und in die Arbeitsformen seiner Institution eingewoben. Die Verbindung von West und Ost war in den Anfangsjahren noch ein wichtiges Thema; DDR-Opportunisten wie Ulrike Poppe und Ludwig Mehlhorn prägten die Akademie wesentlich. Das ist weniger wichtig geworden – aber nicht verloren gegangen, und die Akademie war deshalb gut vorbereitet, als dreißig Jahre nach dem Mauerfall neue Fragen an unterschiedliche Erfahrungen von West- und Ostdeutschen auftauchten. Das klassische Akademiepublikum gibt es immer weniger? Dann muss man sich ein neues Publikum schaffen, muss etwa die Arbeit mit Expertinnen und Experten, mit Multiplikatoren, mit Engagierten in den unterschiedlichsten Bereichen ausbauen, so wie das hier mit großem Erfolg geschehen ist. Und nicht zuletzt: Die Konkurrenz schläft nicht; das Angebot und die Präsenz von

Think Tanks, politischen Stiftungen, zivilgesellschaftlichen Organisationen und anderen Akteuren ist erheblich gewachsen. Von dem, was andere auch und vielleicht sogar besser können, muss sich das Angebot einer Evangelischen Akademie unterscheiden.

Rüdiger Sachau hat daraus die Konsequenz gezogen, dass Akademie hier in Berlin, wegen dieses Konkurrenzangebots einerseits, wegen der Säkularität der Stadt und des sie umgebenden Landes andererseits, dezidiert und erkennbarer evangelisch sein müsse; man könnte auch sagen: ein Stück weit kirchlicher sein müsse. Also nicht: sich an die anderen Anbieter anpassen und ganz ähnliche Tagungen zum Populismus, zur Digitalisierung oder zum Klimawandel machen; also nicht: sich an die Religionslosigkeit der Stadt anpassen und die Leute besser nicht mit allzu viel evangelischem Profil, oder sagen wir es drastischer: besser nicht mit Gott erschrecken. Sondern umgekehrt: den Stier bei den Hörnern packen. Freilich ist klar, dass er das nicht *contre coeur* tat. Einen Kulturprotestanten im klassischen Sinne wird man Rüdiger Sachau gewiss nicht nennen können. Der „Doktor Sachau“ ist immer „Pastor Sachau“ geblieben. Aber seine Frömmigkeit paart sich mit größter Weltoffenheit und Liberalität ebenso wie mit analytischem Scharfsinn.

Und er drehte so kontinuierlich wie behutsam und beharrlich an organisatorischen Stellschrauben und erwies sich als erfinderisch, als ein Daniel Düsentrieb der Evangelischen Akademien: Man braucht gar nicht unbedingt eigene Tagungshäuser, wenn man im Verbund evangelischer Tagungshäuser wie der „Hospes“ elastischer fährt. Man kann über den Abbau etatmäßig gesicherter, fester Stellen in der Studienleitung klagen – oder neue Wege wie Kooperationen mit anderen Akademien oder die von ihm erdachten „Projektstudienleitungen“ beschreiten. – Ja, es ist schwer, einen solchen Akademiedirektor zu ersetzen! Ich spreche aus Erfahrung, denn wie Sie schon bemerkt haben, führen wir heute nicht zugleich einen Nachfolger oder eine Nachfolgerin ins Amt ein; nicht einmal einen Namen kann ich Ihnen nennen, weil es ihn noch nicht gibt. Wir werden als Gesellschafterversammlung, für die ich hier sprechen darf, eine sorgfältige Entscheidung treffen, die sich an den Maßstäben orientiert, die Rüdiger Sachau mit seiner Arbeit gesetzt hat.

Mein schon erwähnter Vorgänger Robert Leicht hat die kirchlichen Akademien einmal als „Kirche im Konjunktiv“ bezeichnet. Denn in ihnen gelte es „zu untersuchen, wie es in der Welt und in der Kirche auch aussehen *könnte*. Wie könnte es in der Welt aussehen, wenn die Kirche besser gehört würde? Wie könnte es in der Kirche aussehen, wenn die Welt besser gehört würde?“ – Dieser Versuch einer kleinen

„Grammatik der Kirche“ ist reizvoll, reizt aber auch zum behutsamen Widerspruch. Robert Leicht beeilte sich zu versichern, Akademien seien „kein Ort, an dem etwas anderes geschieht als Kirche“.

Dem würde ich, und Rüdiger Sachau weiß das, widersprechen: Akademien sind Kirche, aber sie sind auch der Ort und der Diskursraum, in dem Kirche aus sich selber heraustritt und das Wagnis eingeht, nicht mehr unmittelbar Kirche zu sein. Nur in dieser Grenzüberschreitung können sie in die Welt wirken, und anders in die Welt und in die Gesellschaft wirken, als eine Predigt oder ein seelsorgerliches Gespräch das tut. Und umgekehrt: anders in die Kirche zurückwirken. Hier also wäre Rüdiger Sachau anderer Überzeugung und schlosse sich Robert Leicht an. Aber „Kirche im Konjunktiv“? Diese Grammatik wiederum, so vermute ich und so habe ich es immer wieder erfahren, entspricht nicht der inneren Haltung, der theologischen und der intellektuellen Position Rüdiger Sachaus. Sein Modus ist dann doch eher der Indikativ: Akademie, das ist ein Aggregatzustand von Kirche, ein besonderer gewiss, aber doch ein sicherer Grund, ein Teil des Felsens, auf den Kirche gebaut ist. Die Gewissheit, dass dies so sei, und dass gerade aus diesem Indikativ die christliche Verantwortung für die Gestaltung unseres menschlichen Zusammenlebens erwächst, strahlt Rüdiger Sachau mit jeder Faser seiner Existenz, mit jedem Leuchten in seinem Gesicht aus.

Herr Dr. Sachau, Herr Pastor Sachau, dafür sind wir Ihnen, dafür sind wir Dir, lieber Rüdiger, dankbar!

Paul Nolte ist Professor für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin und Präsident der Evangelischen Akademie zu Berlin

Dank

Liebe Freundinnen und Freunde der Akademie,
ein siebenfacher kurzer Dank und ein paar gute Wünsche.

1.

Zuerst einmal bin ich Gott dankbar. Die Fülle der Möglichkeiten meines Lebens nehme ich als ein Geschenk Gottes an. Dass ich hier stehe, am Leben und gesund bin, das verdanke ich nicht mir. Und dass wir in einer Zeit und einer Kirche leben, die eine solche wunderbare Akademiearbeit ermöglicht, auch das stimmt mich demütig und nachdenklich. Ich wünsche mir, mich zukünftig auch weiter engagiert einbringen zu können, aber dann in kleineren und lokalen Zusammenhängen. Und ich nehme mir vor, besser auf mich aufpassen – wie oft haben Sie, liebe Kolleginnen, mir gesagt, dass ich mal was essen muss.

2.

Danke ich für diesen Nachmittag. Allen, die dazu beigetragen haben. Paul Nolte zuerst, dass er als Präsident und Freund uns durch das Programm geführt und sich intensiv an der Vorbereitung beteiligt hat. Ich danke den Kolleginnen und Kollegen im Büro, die seit Wochen mit meinem Abschied beschäftigt sind. Ich habe gespürt, wieviel Herzblut Sie da reingelegt haben. Der kleine Diskurs über das Gespräch, der Gottesdienst, die Grußworte – ich fühle mich geehrt, überhäuft und ringe nach Worten. Womit habe ich solch segensreichen Ertrag verdient? Ich danke für die kleine Tagung, Stephan Casdorff, Ellen Ueberschär, Ralf Meister – ich danke Euch für Euer stellvertretendes Nachdenken über eine Gesprächskultur, die wir brauchen.

Ich danke für die Musik von Kilian Nauhaus, den Kolleginnen und Kollegen, die den Gottesdienst vorbereitet und gestaltet haben. Und ich danke Kirsten Fehrs und Christian Stäblein, die mich entpflichtet haben von der Verantwortung für diese wunderbare Akademie und denjenigen, die mir Segensworte mit auf den Weg gegeben haben. Ich wünsche uns allen, dass Persönliches und Allgemeines, dass Diskurs und Gebet immer wieder in dieser Akademie zusammenkommen, wie wir es heute erleben konnten.



Rüdiger Sachaus Team der Evangelischen Akademie zu Berlin

3.

Ich möchte Euch danken, den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Evangelischen Akademie zu Berlin. Wir haben viel Lebenszeit miteinander verbracht, ich habe den Einsatz, oft bis an die Grenzen, wahrgenommen, den Einsatz, mit dem Sie alle, jede an ihrem Ort, für eine überzeugende Arbeit verantwortlich einstehen. Tag für Tag, Woche um Woche, Jahr um Jahr. Das ist nicht selbstverständlich und ohne Ihre, ohne Eure engagierte Arbeit stände ich hier heute gar nicht. Eigentlich müssten Ihr hier alle stehen, gemeinsam mit mir, so wäre es richtig.

Ich danke für Eure Geduld mit mir, wenn ich mir und uns zuviel zugemutet habe. Und ich danke für alles konstruktive gemeinsame Arbeiten an einer Vision. Das Schöne war: Ihr habt mich ständig gefordert und ich musste mich permanent fortbilden, in der Studienleitung mit ihren vielen Themen, der hohen Sachkenntnis und dem Anspruch, Wegweisendes für die Zeit zu sagen. Ich musste ständig dazu lernen, um unserem Orgateam, der Öffentlichkeitsarbeit und Verwaltung ein ordentlicher Direktor zu sein. Was kann einem Besseres passieren als ein solches Team?

Für die weitere Entwicklung wünsche ich Euch Ideen, Kraft und Gelassenheit. Fehler dürfen sein. Wir haben es gut zusammen gemacht, davon bin ich überzeugt. Aber jetzt macht es neu und anders, damit es gut bleibt, auch in Zukunft.

4.

Ich möchte den Mitgliedern unserer Gremien danken, der Gesellschafterversammlung, dem Kuratorium der Stiftung und dem Beirat. Sie schenken uns sehr viel Ihrer kostbaren Lebenszeit und Ihres ehrenamtlichen Engagements. Sie wachen über uns, indem Sie Verantwortung für uns tragen, uns raten und Entscheidungen treffen. Ich habe mich in den Jahren in unserem Miteinander gestützt und gut beraten gefühlt.

Stellvertretend danke ich unserem Präsidenten, Paul Nolte, den Vorsitzenden von Stiftungskuratorium und Beirat, Eberhard Diepgen und Marianne Birthler. Ich habe bei Ihnen immer ein offenes Ohr gefunden und auch ehrliche Antworten erhalten, die mir weitergeholfen haben.

Unterstützt und gestärkt habe ich mich gefühlt in den Synoden von Landeskirche und EKD, auch vom Konsistorium und dem Kirchenamt. Ich wünsche mir, dass Sie der Evangelischen Akademie zu Berlin weiterhin zutrauen, dass sie eigenständig und solidarisch den Auftrag der Kirche Jesu Christi an ihrem Ort erfüllt. Stärken Sie die Akademie weiter.

5.

Ich danke für die Hausgemeinschaft in der Charlottenstraße. Gemeinsam mit dem Team von Martin Dutzmann, der FAKD und anderen sind wir mehr als eine Zweck-WG. Ich wünsche mir, dass unsere Vision von Evangelisch am Gendarmenmarkt, vom Zentrum im Zentrum der Hauptstadt in den nächsten Jahren weiter Gestalt findet. Dass diese Kirche in absehbarer Zeit in neuem Glanz erstrahlt, als Gottesdienstort der Gemeinden und als Gesprächsort. Und ich danke meinen Kolleginnen und Kollegen in der EAD, aus den Akademien und der Geschäftsstelle in der Auguststraße. Die Gemeinschaft der Akademien in Deutschland und in Europa hat mich seit den neunziger Jahren inspiriert und ist mir zur Heimat geworden. Das ist nicht selbstverständlich und ich danke Euch für dieses Geschenk.

6.

Ich danke allen, die unsere Akademieprogramme gelesen, kommentiert und genutzt haben. Allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern und den vielen Referentinnen und Referenten, die oft ohne oder gegen geringes Honorar zu unserer Arbeit beigetragen haben. Einige Menschen begleiten uns explizit als unsere Freundinnen und Freunde. Ich danke dem Freundeskreis, seinen alten und neuen Vorständen für die treue Unterstützung. Nach Jahren der Mitarbeit im Vorstand bin ich jetzt als normales Mitglied eingetreten und hoffe, so meine bleibende Verbundenheit zeigen zu können. Ich wünsche mir, dass viele von Ihnen und Euch sich davon anstecken lassen, der Freundeskreis braucht Menschen wie Euch, also tretet ruhig ein.

7.

Ich möchte meiner Familie, meiner Frau Barbara und unseren Kindern und meinen engen Freunden danken, die mich begleitet, beraten, manchmal auch gebremst und liebevoll kritisiert haben. Und wenn mir der Mut verloren gegangen war, habt Ihr mir neue Hoffnung geschenkt.

Ich danke für erfüllte und gute Jahre und wünsche Euch Gottes Segen, für Euch persönlich und für Eure Arbeit für und in der Evangelischen Akademie zu Berlin.

Rüdiger Sachau ist Pfarrer im Vertretungsdienst des Kirchenkreises Plön-Segeberg und war bis Januar 2020 Direktor der Evangelischen Akademie zu Berlin

Diskurse in Zeiten des Gebrülls

Ein Impuls zum Theologischen Symposium am 14.1.2020 in Berlin

1.

In den Tagen um Weihnachten ist in Deutschland Unerhörtes geschehen. Ein Skandal erschüttert die Republik. Ein kleiner Chor aus etwa zwanzig Kindern im Grundschulalter singt das bekannte Nonsenslied „Meine Oma fährt im Hühnerstall Motorrad“ mit umgedichteten Textzeilen, unter anderem der Zeile: „Meine Oma ist ne alte Umweltsau!“ Die Kids sind sichtbar übermütig und beschwingt, das Lied macht ihnen Spaß. Doch die Republik steht Kopf: In den Sozialen Medien schwappt die Wut über. Die Hashtags „Umweltsau“ und „Umweltsaugate“ explodieren. Innerhalb kurzer Zeit äußern sich der Ministerpräsident des Landes und weitere führende Politiker. Der Intendant der größten Sendeanstalt der ARD formuliert in einem hastig arrangierten Pressetermin ein öffentliches Meaculpa. Es gibt eine Sondersendung am folgenden Tag. Das gesellschaftsgefährdende Video wird sofort von allen Internetseiten des Senders gelöscht. Alles geht rasend schnell. Der betroffene Chorleiter erinnert sich: „Am Freitagabend war bei uns alles noch relativ ruhig und am Samstag entwickelte sich für uns das Thema in unerwartete Richtungen. Am Nachmittag war schließlich klar, dass das Thema bundesweit diskutiert werden würde.“ Am Samstag berichteten alle Zeitungen und Medien, von Skandal war die Rede, von Entsetzen. Die Empörungswelle hielt für mehrere Tage an.

Diskurse in Zeiten des Gebrülls? Das Beispiel zeigt: Der Anlass für das Gebrüll kann sehr trivial sein. Ich bin gebeten worden, aus einer theologischen und philosophischen Perspektive auf das Thema zu schauen. Ich werde mich dem Thema so nähern, dass ich danach frage, was die beiden Begriffe repräsentieren: Wofür steht der Begriff „Diskurs“? Wofür wiederum steht der Begriff „Gebrüll“? Und welche Rolle spielt die Gesellschaft, in der das „Gebrüll“ bzw. der „Diskurs“ stattfinden?

Die Motivation, die beiden Begriffe einander gegenüber zu stellen, ist offenkundig. Wir erleben in unserer Zeit einen deutlichen Verfall der öffentlichen und semiöffentlichen Kommunikation. Neu ist der Einfluss digitaler Medien und dort insbesondere der so genannten sozialen Netzwerke, also jener von privaten Unternehmen betriebenen Plattformen,

auf denen sehr viele Menschen tagtäglich kommunizieren. Diese Kommunikation steht immer in Gefahr, bei unterschiedlichen Meinungen nicht die Verständigung zu suchen, sondern die Polemik, den persönlichen Angriff, die Verunglimpfung bis hin zu Drohungen gegen Leib und Leben.

Wichtig ist mir hier die Formulierung „steht in Gefahr“. Denn es gibt tatsächlich auch nach wie vor substantielle und auch fachlich anregende Diskussionen in den digitalen Medien. Eine simple Technikkritik greift zu kurz, insbesondere eine einfache Gegenüberstellung von der guten „face to face“ Kommunikation und der üblen Kommunikation mit digitalen Technologien. Die Technologien haben nicht über Nacht alles geändert. Man braucht nur an das Gebrüll im Faschismus zu denken, um zu sehen, dass schon sehr viel einfachere Technologien Gebrüll gesellschaftlich relevant sein lassen können.

Wenn das Gebrüll nicht erst durch digitale Medien entstanden ist, so ist auf der anderen Seite aber auch die Annahme falsch, dass sich nichts geändert, dass es Phänomene wie „hate speeches“ immer schon gegeben hat, dass die Eckkneipe nur durch die Facebook-Kommunikation ersetzt wird. Tatsächlich sind die digitalen Technologien für die aktuelle Entwicklung der Gesellschaft in hohem Maße relevant. Eine Kommunikation auf Facebook etwa ist in einem entscheidenden Sinne offener, von größerer, oft unvorhersehbarer Dynamik bestimmt als die Kommunikation im Kreis von Bekannten. Das Gebrüll kann durch die Technologien im Nu anschwellen. Dagegen ist die Eckkneipe doch eher mit geschlossenen Foren vergleichbar.

Interessierte Kreise können, das macht das Problem noch gewichtiger, die Dynamik des Gebrülls mit Hilfe der digitalen Technologien gezielt anfangen. So waren es offenkundig rechte Kreise, die das umgedichtete Oma-Lied als Resonanzverstärker genutzt haben. Grundsätzlich gilt: Zugespitzte und eindeutige Meinungen werden durch die digitalen Medien schneller verstärkt als abwägende.

2.

Mit guten Gründen kann man manches von dem, was in den digitalen Medien stattfindet, „Gebrüll“ nennen. So wie jemand einen anderen Menschen in direkter Kommunikation von Angesicht zu Angesicht niederbrüllen kann, so bedienen sich nicht wenige Menschen der Kommunikationsoberfläche der digitalen Medien, um Menschen mit anderer Meinung ins Aus zu stellen.

Wofür steht das „Gebrüll“ aus theologischer bzw. philosophischer Perspektive? In dem Gebrüll zeigen sich ein offenes Desinteresse und ein

fundamentales Misstrauen gegenüber der Gesellschaft und den Mitmenschen. Gelingende Kommunikation setzt zumindest ein basales Vertrauen voraus, die Erwartung, dass das Gegenüber etwas Wichtiges zu sagen und wiederum ein echtes Interesse an dem hat, was man selbst zu sagen hat. Doch genau diese Relevanzernwartung existiert bei dem nicht, der brüllt. Man rechnet nicht mit Verständigung und man sucht auch keine Verständigung.

Macht das Gebrüll in den digitalen Medien nur bestehende Risse in der Gesellschaft deutlicher oder erzeugen sie diese Risse selbst? Wahrscheinlich ist beides richtig. Unabhängig vom Henne-Ei-Problem gilt: Das Gebrüll ist auf jeden Fall ein Indikator für einen bestimmten gesellschaftlichen Zustand. Die Bindungskräfte in unserer Gesellschaft lassen nach. Das lässt sich leicht nachvollziehen, wenn man auf die Entwicklung der großen Institutionen, Kirchen, Parteien, Gewerkschaften, Vereine usw. schaut: Sie verlieren allesamt an Prägekraft. In einer Gesellschaft ohne hohe soziale Integration, ohne gemeinsame kommunikative Standards können leicht Kommunikationsverwerfungen entstehen. Gesellschaftliche Kommunikation über das eigene engere Milieu hinaus wird voraussetzungsreicher, sie kann schnell misslingen. Was kann mit der Zeile: „Meine Oma ist 'ne alte Umweltsau“ gemeint sein? Wenn auch absurd, Verdächtigungen lassen sich schnell konstruieren: die Entmündigung von Menschen im fortgeschrittenen Alter, eine Instrumentalisierung von unschuldigen Kindern zur Durchsetzung bestimmter Gesellschaftsziele.

Eine vielleicht nicht unwichtige Randbemerkung: Das Gebrüll ist nicht nur von Verständigung, sondern auch von der Austragung gesellschaftlicher Interessenkonflikte zu unterscheiden. Bei letzteren haben die Protagonisten klare konfligierende Ziele und sie artikulieren diese. Es geht darum, die eigenen Ziele durchzusetzen, nicht darum, sich von anderen abzusetzen. Akteure in Interessenkonflikten suchen andere Ausdrucksformen, zumeist und regelmäßig auch ganz klassisch die Demonstration auf der Straße. Das gilt etwa für die Gelbwesten, die Vertreterinnen und Vertreter von Fridays for Future. Wer brüllt, will nichts Bestimmtes durchsetzen, sondern sich hörbar machen und andere verunsichern. Gebrüll ist immer auch eine Form der Selbstversicherung.

3.

Wofür steht wiederum der „Diskurs“ aus theologischer bzw. philosophischer Perspektive? Hier geht es um eine verständigungsorientierte, wenn auch niemals konfliktfreie Kommunikation. Die Relevanz der Kommunikation basiert auf einer grundlegenden Gemeinsamkeit

zwischen Ego und Alter. Nun weiß man: Jede menschliche Kommunikation ist auch in guten Zeiten heikel, sie ist immer dem Risiko ausgesetzt, zu misslingen. Wer kommuniziert, riskiert etwas, insbesondere dann, wenn ein Konflikt zwischen den kommunizierenden Parteien deutlich wird. Auch im Diskurs ist man dem Risiko des Missverständnisses ausgesetzt. Ein Diskurs hat zur Absicherung vor kommunikativen Verwerfungen einen expliziten oder impliziten formalen Rahmen, er folgt vorgegebenen Regeln. Ein Argument von A darf von B kritisiert werden. A muss wiederum versuchen, das ursprüngliche Argument zu verteidigen. B muss wiederum in der Lage sein, die geäußerte Kritik zu begründen. Die gegenseitige Verpflichtung auf diese Regeln schafft ein institutionalisiertes Grundvertrauen. In besonders strittigen Diskussionen im Rahmen der Arbeit Evangelischer Akademien gibt es immer auch Versuche, die Regeln aufzuweichen, zu umgehen. Es kann dann polemisch werden, unfaire rhetorische Mittel werden angewendet, ein Missverstehen vorgetäuscht, eine Zuspitzung oder Übertreibung genutzt. Doch ist auch diese Kommunikation in den Akademien eingebunden in ein institutionelles Setting, das den Vorrang des Arguments fordert und zumeist auch ermöglicht.

Das Ideal des rein verständigungsorientierten Diskurses im Habermaschen Sinne ist vor allem eines: ein Ideal. Tatsächlich finden gesellschaftliche Diskurse immer unter Verzerrungen statt, bestimmt durch informationelle Asymmetrien, durch Machtgefälle, durch Ressourcendifferenzen. Kein Diskurs ist rein und ausschließlich verständigungsorientiert, immer spielen strategische Aspekte in den Kommunikationsakten eine Rolle. Nicht von ungefähr haben sich die Evangelischen Akademien 2012 in dem Positionspapier „Diskurskultur“ auch eher auf den Diskursbegriff von Foucault bezogen. Das Entscheidende aber auch eines machtorientierten Diskurses ist dennoch vor allem eines: die Fähigkeit, immer wieder an das Ideal zu appellieren und die Diskutanten auf ein gemeinsames Verständnis des Gesagten zu verpflichten.

4.

Der Diskurs als verständigungsorientierte Kommunikation setzt eine Gemeinsamkeit voraus, die, frei nach dem Diktum von Ernst-Wolfgang Böckenförde, der Diskurs selbst nicht garantieren kann. Das ist die zentrale These, die ich hier vortragen möchte. Beide, Gebrüll wie Diskurs, leben von gesellschaftlichen Voraussetzungen, die sie selbst im Wesentlichen nicht schaffen. Die Risse in der Gesellschaft werden durch Gebrüll verstärkt und durch gelingende Diskurse gekittet. Aber die Risse sind

nicht einfach durch Gebrüll entstanden. Die Gesellschaft ist über die Kommunikationsformen hinaus durch eine Vielzahl von weiteren Faktoren bestimmt, neben kulturellen vor allem aber durch sozioökonomische Faktoren.

Hier sei ein kurzer Blick auf den Konsultationsprozess „Politik in Rheinland-Pfalz im Jahr 2030“ erlaubt, den Christoph Picker, Thorsten Latzel, der Beauftragte der Landeskirchen in Mainz, Thomas Posern, und ich durchführen und dessen Ergebnisse im Sommer 2020 der Öffentlichkeit präsentiert werden. Die bisherige Arbeit hat eine Dreiteilung zum Vorschein gebracht. Zur Beurteilung der Lage und der künftigen Entwicklung sind drei Faktoren wichtig: die Wirkungen der digitalen Medien ebenso wie Repräsentationsdefizite im politischen System und kulturelle und sozioökonomische Entwicklungen. In allen drei Bereichen zeigen sich Risse, die nicht aufeinander reduziert werden können.

Insofern sind beide, der Diskurs wie auch das Gebrüll, Indikatoren für einen weiteren und schon zuvor bestehenden gesellschaftlichen Zustand. Die Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland ist wie die anderer westlicher Industrienationen in einem Wandel begriffen von recht hoch integrierten Nachkriegsgesellschaften hin zu Gesellschaften mit deutlich geringeren Bindekräften. Die Entwicklung der Wirtschaft hin zu dem, was man „Neoliberalismus“ nennt, liefert dazu einen wichtigen Anteil, aber auch die Entstehung einer Kultur der Singularitäten, wie sie Andreas Reckwitz beschreibt. Zurzeit sind die Gesellschaften in einem labilen Zustand, Risse nehmen zu und es ist nicht so leicht abzusehen, wann und wodurch die Kohäsionskräfte wieder wachsen.

5.

Das Gebrüll hat zugenommen. Welche Chance hat da der Diskurs? Besteht die Gefahr, dass das Gebrüll überhandnimmt, dass es die Diskurse verdrängt? Ja, die Gefahr besteht meiner Ansicht nach, weil es niemanden in der Gesellschaft gibt, der über die Mittel verfügt, entstandenes Gebrüll wieder abzustellen. Aber es gibt neben dem Katastrophenszenario auch die Möglichkeit, dass sich neue gesellschaftliche Möglichkeiten auf-tun. Diskurse haben eine eigene Kraft. Sie können vor allem langfristige Standards setzen, anders als das Gebrüll. Eines ist offenkundig: Das Gebrüll kann niederreißen und zerstören, aber sicherlich nicht etwa dauerhaft neue gesellschaftliche Verhältnisse aufbauen. Auch die Gesellschaft der Zukunft wird deshalb in jedem Fall von Diskursen abhängig sein, insbesondere weil moderne Gesellschaften von hoher Komplexität bestimmt sind. *In the long run* also wird der Diskurs mit einiger Sicherheit obsiegen.

Ein besonderes Augenmerk sollte dabei der Entwicklung der kleineren und überschaubareren politischen Einheiten, der Kommunen zukommen. Es ist wahrscheinlich, dass die Kommunen bei der Gestaltung gesellschaftlicher Prozesse künftig eine herausragende Rolle spielen werden. Dies kann gerade auch mit Hilfe der digitalen Medien geschehen, die eine Vielzahl von Initiativen und Beteiligungsformen ermöglichen können. Hier kann man etwa an ein effizientes kommunales Beschwerdeverfahren oder eine digital unterstützte Stadtteilarbeit denken. Hier können neue Formen der Verbundenheit entstehen, die auch in der Lage sind, Vertrauen zu generieren und Prozesse transparent zu gestalten. Dieses Vertrauen wiederum kann dann eine Ressource sein für die Gestaltung landes- und bundesweiter politischer und gesellschaftlicher Prozesse.

Frank Vogelsang ist Direktor der Evangelischen Akademie im Rheinland

Diskurs in Zeiten des Gebrülls

Perspektiven und Fragen (nicht nur) aus ostdeutscher Sicht

Wir leben in Zeiten des Gebrülls. Und im Osten ist alles noch schlimmer. Die AfD ist stärker, die rechten Aufmärsche, wie in Chemnitz oder jüngst in Annaberg, sind heftiger. Ja – und überhaupt Sachsen. Natürlich ist das auch ein Klischee. Womöglich schwingen dabei ganz alte Muster mit: Der Westen ist Zivilisation und Kultur, Demokratie und Debatte, Salon und bürgerliche Geselligkeit. Und der Osten ist das alles weniger oder gar nicht. Und dennoch: Seitdem ich vom Stadtrand Halles nach Weimar gezogen bin, spüre ich: Weimar zum Beispiel ist nicht wirklich Osten.

Aber meine Geburtsstadt Dresden, die ist jetzt so was von Osten. Zumindest dann, wenn man interessehalber in eine Pegida-Demo hineingeht. So wie es der Schriftsteller Peter Wawerzinek getan hat, der vor vier Jahren ein paar für ihn verstörende Monate als Stadtschreiber in der Kunst- und Kulturstadt verbrachte.

Halb norddeutsch sprechend, halb berlinernd erzählte er in einem Fernsehinterview: Das sind „Leute, die mit keinem reden wollen, die nur rummotzen wollen und dann eben so sind wie bockige Kinder, immer nur böh, böh und muh, muh und mecker, mecker – öh, das ist ja nicht mal richtig meckern, das ist ja nur noch das unterste ...“¹

Er zuckt mit den Schultern. Schnitt. Also nicht mal mehr Ziege, sondern Schaf und Rindvieh. Das traditionelle Meckern, vielleicht das bisweilen auch absichtsvoll kluge Jammern der Jammer-Ossis hat sich hier in Muhen und in Blöken verwandelt.

In dieser pointierten Beschreibung steckt Analyse. Doch die Rede-sequenz endet in Ratlosigkeit: Das ist ja nur noch das unterste ... Schulterzucken. Sogar der Schriftsteller wird sprachlos.

Doch wie sehe ich, wie blicken wir auf das Gebrüll? Wie reden wir darüber? Analytisch, emotional? Aus der Kirchengeschichtsvorlesung von Kurt Nowak in Leipzig ist mir ein Satz von Cornelius Fronto aus dem 2. Jahrhundert hängengeblieben: „Aus der untersten Hefe des Volkes sammeln sich da die Ungebildeten und leichtgläubigen Weiber, eine obskure, lichtscheue Gesellschaft, stumm in der Öffentlichkeit, dafür geschwätzig in den Winkeln.“² Diese Worte gingen hart gegen die Christen. Doch was uns heute obskur erscheint, das will vielleicht „nicht

ins Gesicht gefilmt“ werden. Aber stumm ist es nicht. Und die öffentliche Meinung beeinflusst es erheblich.

Was aber droht, wenn das Unterste zur Norm wird? Dietrich Bonhoeffer hat diese Zeiten erlebt. Zum Jahreswechsel 1942/43 zieht er „nach zehn Jahren Rechenschaft“.³ Bonhoeffer konstatiert u.a.: „Die Gefahr, uns in die Menschenverachtung hineintreiben zu lassen, ist sehr groß. Wir wissen wohl, daß wir kein Recht dazu haben, und daß wir dadurch in das unfruchtbarste Verhältnis zu den Menschen geraten.“⁴ Gleichwohl sieht er sich und seine Adressaten, etwa Hans von Dohnanyi, „mitten in einem Prozeß der Verpöbelung in allen Gesellschaftsschichten“ stehen und warnt: „Wenn man nicht mehr weiß, was man sich und anderen schuldig ist, wo das Gefühl für menschliche Qualität und die Kraft, Distanz zu halten, erlischt, dort ist das Chaos vor der Tür.“ Er greift durchaus zu elitären Bildern, setzt „Qualität“ gegen „Vermassung“ und sieht, demokratischer eingefärbt, die „Geburtsstunde einer neuen adligen Haltung, die einen Kreis von Menschen aus allen bisherigen Gesellschaftsschichten verbindet.“⁵ Kulturell, da möchte Bonhoeffer „von der Hast zur Muße und Stille, von der Zerstreuung zur Sammlung, von der Sensation zur Besinnung“⁶ gelangen.

Wir leben nicht im Dritten Reich. Und wir würden das heute so wohl nicht mehr ausdrücken. Aber wenn in unserem Positionspapier zur Diskurskultur von 2012⁷ von „Qualitätsproblemen“ auch in „den Eliten“⁸ die Rede ist. Wenn darin unser Verständnis von Austausch, Gespräch und tiefgehenden sowie nachhaltigen Bildungsprozessen als „konservativ gegen den Trend“⁹ beschrieben wird. Wenn Unterbrechung und Besinnung als Qualitätsmerkmal unserer Arbeit anklingen: Dann lassen sich Ähnlichkeiten zu Bonhoeffer ausmachen.

Nicht zufällig wurden die Akademien nach den ganz finsternen Zeiten der Verpöbelung und des Gebrülls als – Zitat Wikipedia – „Stätten des kultivierten Gesprächs“ und „als Antwort auf die Zerstörung des Geistes und den Vertrauensbruch staatlicher Macht während der Zeit des Nationalsozialismus“¹⁰ gegründet. Auch seinerzeit wurde Gebrülltes noch erlitten.

„Tausende schreien gegenan.

BARRABAS! Schreien sie rechts.

TOR! Schreien sie links.“

„WORONESCH! Schrei ich dazwischen“¹¹ –

im Nachkriegs-Hamburg Wolfgang Borcherts.

Und die Akademien waren und wurden mehr Bach als Fußballplatz. Am ersten Abend der ersten Tagung der Evangelischen Akademie Thüringen 1947 erklangen in der Nikolaikirche Eisenach Motetten von Schütz und Bach.¹² Doch dann wurde der Osten weniger bürgerlich, weniger protestantisch, wenngleich sich etwa in Dresden kulturprotestantische Residualmilieus hielten. Doch die politische Macht hatten andere. Das macht es klassischer Akademiearbeit im Osten heute nicht leicht, auch wenn das protestantische Bildungsbürgertum auch im Westen schwächer wird.

Vielleicht geht es in dieser Situation darum, das, was Bonhoeffer sah, für uns heute zu übersetzen? – Um eine „neue(n) adlige(n) Haltung, die einen Kreis von Menschen aus allen bisherigen Gesellschaftsschichten verbindet“.¹³ Diesen Übersetzungsversuch wage ich jetzt nicht. Ich nenne nur ein Problem, das jener elitär-demokratischen Gemeinschaftsidee Bonhoeffers entgegensteht: Viele sind es immer mehr gewohnt, eine Meinung zu haben und diese zu äußern, aber immer weniger möchten diese diskursiv in Frage stellen. Das schlägt auch auf die Akademiearbeit durch. Als ich eine Tagung zum Thema Dienstpflicht ankündigte, erhielt ich von Vielen Pro- und Contra-Äußerungen: wichtiges Thema, unbedingt dafür, aber auch: Ich sei wohl AfD-nah. Genügend Anmeldungen für die Tagung kamen nicht zustande. Dabei hätte man über Dienstpflicht wirklich einmal tiefgründiger als tagespolitisch miteinander diskutieren können – in der Grundspannung von Dienst und Freiheit. Schon das Thema kann also reichen, um die Schublade zu öffnen. Bedingungsloses Grundeinkommen etwa ist „linksgrün“. Doch ohne Themensetzung kein Diskurs.

Am stärksten sind wir vielleicht derzeit dadurch herausgefordert, was unzureichend mit der Entgegensetzung der Akademien als Forum und Faktor¹⁴ benannt wird. Dazu lesenswert ist der Vortrag von Thorsten Moos auf unserer Demokratie-Tagung im März 2019. Überschrift: „Nicht zur Mitwirkung eingeladen‘ – Der Kirchentag, die AfD und die heikle Frage nach den Grenzen von Diskursen“.¹⁵

Auf dieser Demokratie-Tagung wehrte sich Frank Hiddemann, der 2018 in Gera Diskussionsveranstaltungen zu Themen der AfD mit Vertretern der AfD veranstaltet hatte, gegen den Begriff „Dialog“ für sein Unternehmen. Hiddemann betonte: Er habe Streitgespräche geführt.

Über den Parteien zu stehen in der Rolle des bloßen Vermittlers kann also nicht evangelische Aufgabe sein.¹⁶ Auch wenn manche kurz nach der Landtagswahl in Thüringen den „Runden Tisch“ wieder aufstellen wollten, der vor dreißig Jahren unter Moderation der Kirchen für die ganze DDR in diesem Hause sein Domizil hatte.¹⁷

Im Angesicht von Morddrohungen und Mord muss jedenfalls so entschieden werden wie in der Evangelischen Kirche Mitteldeutschlands kurz vor der Thüringer Landtagswahl: In einer kirchlichen Tagungsstätte war für den 15. Oktober ein Wahlpodium mit den Direktkandidaten zur Landtagswahl angesetzt, darunter Björn Höcke. Sechs Tage zuvor, am 9. Oktober, hatte der Anschlag von Halle stattgefunden. Das Podium wurde schließlich abgesagt. Verschiedene Menschen hatten sich zuvor für diese Absage eingesetzt. Zur Absage befragt äußerte der Beauftragte der Kirchen bei der Thüringer Landesregierung, Christhard Wagner:

„Unsagbares wird sagbar. Aus Worten werden Taten.“ Und: „Wir reden mit jedem. Wir geben nicht jedem eine Bühne.“¹⁸

Anmerkungen

- 1 Verschriftlichung aus: <https://www.spiegel.de/video/pegida-in-dresden-peter-wawerzinek-beklagt-fremdenhass-video-1713259.html>.
- 2 Zit. n. Kurt Nowak: *Das Christentum. Geschichte, Glaube, Ethik*, München 1997, 24.
- 3 Dietrich Bonhoeffer: *Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft*, hrsg. von Eberhard Bethge, 3., erw. Aufl., Berlin 1972, 11–27.
- 4 Ebd. 19.
- 5 Ebd. 22.
- 6 Ebd. 23.
- 7 *Diskurskultur. Ein Positionspapier der Evangelischen Akademien in Deutschland*, Berlin 2012.
- 8 Ebd. 15.
- 9 Ebd. 13.
- 10 https://de.wikipedia.org/wiki/Evangelische_Akademie.
- 11 Wolfgang Borchert: *Draußen vor der Tür*, Kapitel 20.
- 12 Susanne Böhm: *Die Evangelische Akademie Thüringen*, in: Martha Friedenthal-Haase (Hg.): *Evangelische Akademien in der DDR. Bildungsstätten zwischen Widerstand und Anpassung*, Leipzig 2007, 209–252, 213.
- 13 Dietrich Bonhoeffer: *Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft*, hrsg. von Eberhard Bethge, 3., erw. Aufl., Berlin 1972, 11–27, 22.
- 14 Vgl. *Diskurskultur. Ein Positionspapier der Evangelischen Akademien in Deutschland*, Berlin 2012, 6f., 17f.
- 15 Thorsten Moos: „Nicht zur Mitwirkung eingeladen“ – der Kirchentag, die AfD und die heikle Frage nach den Grenzen von Diskursen, in: *epd-Dokumentation 25/2019*, 8–14.
- 16 Vgl. *Diskurskultur. Ein Positionspapier der Evangelischen Akademien in Deutschland*, Berlin 2012, 6f.
- 17 Das Impulsreferat wurde gehalten im Dietrich-Bonhoeffer-Haus, wo im Dezember 1989 die ersten drei zentralen Runden Tische für die DDR stattfanden.
- 18 <https://www.tlz.de/leben/kirche/ein-unertraegliches-klima-von-gewalt-unsagbares-wird-sagbar-aus-worten-werden-taten-id227450223.html>.

Sebastian Kranich ist Direktor der Evangelischen Akademie Thüringen

Diskurs in Zeiten des Gebrülls aus Perspektive der politischen Jugendbildung

Wer behauptet, dass in komplexen gesellschaftlichen Fragen klar sei, was „die Wahrheit“ ist und es deshalb nur noch auf „den Mut ankäme“ sie auszusprechen, hat von den komplizierten Prozessen, in denen offene Gesellschaften sich auf die Suche nach dem Besseren und Richtigeren machen, nichts begriffen. Gleichfalls verheerend für die Streitkultur in unserer Gesellschaft ist die Verwechslung von Gefühlen mit Argumenten. Gefühle lassen sich verstehen, auf Gefühle lässt sich Rücksicht nehmen. Streiten lässt sich über Gefühle nicht. Gerade Jugendliche sind laut verschiedenster empirischer Studien mit Blick auf ein falsches Streiten in gesellschaftspolitischen Fragen besonders sensibel. Dies zeigt sich auch in der Bewertung Jugendlicher hinsichtlich der Debattenkultur in den Medien, wie eine Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung zum Thema Wahrnehmung von Politik unter Jugendlichen zeigt. Jugendliche lehnen die ritualisierten Showkämpfe in den Talkshows, den (inszenierten) Streit ab. Streit und Aggressivität sind genau das Gegenteil von dem, was die jungen Menschen wollen. Sie haben ein starkes Bedürfnis nach sachlicher Auseinandersetzung und erkennen häufig, dass inszenierte Streitlust Debatten fruchtlos werden lässt. Was ein richtiges Streiten hingegen begünstigen würde, ist eine Form der Begegnung, die im positiven Sinne Irritationen und Reflexion bei Jugendlichen auszulösen vermag.¹

Durch die gefühlt verstärkte Polarisierung und auch eine viel diskutierte stärkere Emotionalisierung in der Thematisierung gesellschaftspolitischer Fragestellungen erfährt in der politischen Jugendbildung das Thema der Kontroverse eine neue Hochkonjunktur. Es kreist um die Fragen, inwiefern politische Bildung einem vermeintlichen Neutralitätsgebot zu folgen habe. Oder inwiefern politische Bildner*innen im Sinne einer demokratischen Haltung stärker ihre eigenen Positionen in der Praxis einbringen müssen.

In jedem Fall wird der Kontroverse im Diskurs aktuell eine unvergleichlich wichtige Rolle beigemessen. Nun kann Kontroverse einerseits in der Aushandlung des Gegenstandes eines Gesprächs hergestellt werden, indem möglichst viele verschiedene Positionen in den Diskurs eingebracht werden. Andererseits kann Kontroverse jedoch allein dadurch

entstehen, wer im Raum anwesend ist, wer in das Gespräch und die Reflexion einbezogen ist.

Die These ist: „Die Mischung macht’s“. In der politischen Jugendbildung ermöglicht insbesondere erst die richtige Mischung von bestimmten Teilnehmenden tiefgreifende Bildungsprozesse in Diskursen.

Eine Studie des Göttinger Instituts für Demokratieforschung² interviewte eine in Bezug auf Bildungshintergründe sehr heterogene Gruppe Jugendlicher in verschiedenen Bundesländern unter der Fragestellung, wie anschlussfähig Argumente und Positionen der Pegida-Bewegung für junge Menschen sind. Die in dieser Studie befragten jungen Menschen sowohl in Sachsen als auch in der westdeutschen Vergleichsgruppe sind insgesamt durchaus leistungsorientiert. Es überwiegt eine Einstellung konformistischen Sicherheitsstrebens. Das Interesse für die Mitmenschen begrenzt sich nach den Ergebnissen der Befragung auf den sozialen Nahraum, intensiv kann nur die Familie mit aufrichtig empfundener Bindung und Fürsorge rechnen. Der Konventionalismus und die privatistischen Orientierungen sind mögliche Ursachen für die im Rahmen dieser Studie analysierte politische Unberührtheit und im positiven Sinne auch der Polarisierungsresistenz der jungen Menschen. So stößt die Pegida-Bewegung, die seit Jahren angeblich Sachsen prägt, eher auf Desinteresse. Die Mehrzahl der jungen Befragten äußert insgesamt eine hohe Zufriedenheit mit dem Status quo. Das hört sich erstmal nach einem guten Ergebnis an. Allerdings ist bei den befragten Jugendlichen die Vorstellung weit verbreitet, dass die Gesellschaft und alle sie ermöglichenden Prinzipien automatisch funktionieren. Die Befragten interpretieren das funktions-tüchtige Gemeinwesen weder als Verdienst der gesellschaftspolitischen Eliten noch sehen sie sich selbst in der Verantwortung, hierfür einen Beitrag zu leisten. Die jungen Menschen setzen die Funktionalität der Abläufe und Institutionen stets voraus. Grundlegende Normen, Organisationen oder Sicherungen werden demzufolge nicht hergestellt oder gestaltet, sondern sind einfach existent. Dies erklärt, warum die Vorstellung von einem aktiven zivilgesellschaftlichen Engagement oder die Mitwirkung an der Gestaltung der Gesellschaft einem Großteil der Befragten als Idee völlig fernliegt.

Als gegenteiliges Phänomen zu den Erkenntnissen dieser Studie ist die beindruckende Entwicklung bei den engagierten Jugendlichen von Fridays for Future zu sehen. Soziale Bewegungen wie Fridays for Future verweisen auf gesellschaftliche Problemlagen, latente oder manifeste Konflikte, die bislang von den Entscheidungsträgern nicht oder im Sinne anderer Interessen bearbeitet wurden. Die engagierten Jugendlichen von

Fridays for Future sind demnach mit dem Status quo alles andere als zufrieden und bringen ihre aus dieser Unzufriedenheit resultierenden politischen Forderungen erfolgreich auf die Straße. Aber ist es wirklich – wie gestern postuliert wurde – „die Jugend“, die hier auf der Straße ist? Eine Befragung der Teilnehmendenstruktur der engagierten Jugendlichen der Fridays for Future Bewegung in Deutschland im letzten Jahr hat ergeben, dass nur unter 6 Prozent der bei der Fridays for Future Bewegung engagierten Jugendlichen einen niedrigeren Bildungsabschluss wie Haupt- oder Realschulabschluss anstreben oder innehaben. Der gleichaltrige Bevölkerungsdurchschnitt liegt hier statistisch bei über 30 Prozent. Höhere Bildungsabschlüsse sind in der Bewegung massiv überrepräsentiert.³

Das Potenzial der außerschulischen politischen Jugendbildung auf der Ebene der Diskursteilnehmenden besteht darin, die vielleicht zufriedenen, aber eindeutig politikdistanzierten Jugendlichen der ersten Studie mit demokratisch engagierten Jugendlichen, wie sie beispielsweise bei Fridays for Future aktiv sind, in den Austausch zu gesellschaftspolitischen Fragen zu bringen. Denn gerade in der Schule und auch in den Freundeskreisen findet ein solcher Austausch unter heterogenen Gruppen nicht statt. Gerade die absichtsvoll gestaltete Mischung dieser beiden etwas holzschnittartig beschriebenen Teilnehmendengruppen eröffnet in der außerschulischen Bildung große Potenziale für Diskurse, die Bildungsprozesse und Kontroverse ermöglichen und erhebliche Veränderungsprozesse anstoßen können. Auch geht es vielleicht gerade bei jugendlichen Teilnehmenden weniger um die Frage: „Mit Rechten reden, oder nicht“ oder darum, Jugendliche mit anderen in den Austausch zu bringen, die ihren meist noch nicht gefestigten Meinungen in fundamentaler Gegnerschaft gegenüberstehen. Stattdessen müssen die Engagierten mit den Teilnahmslosen, die Interessierten mit den Distanzierten in den Austausch gebracht werden. Jugendliche und junge Erwachsene befinden sich als Diskursteilnehmende noch häufig in den Anfangsstadien der Meinungsbildung. Jugendliche sind damit oftmals weniger gefestigt in den Positionen, die sie in einem Bildungssetting mitbringen, sie sind jedoch zugleich anfällig für populistische Argumentationsmuster, die sich in den Entwicklungsstadien von Meinungsbildung umso schneller verfestigen können und auf fruchtbaren Boden fallen, wie auch die aktuelle Shell-Jugendstudie bestätigt.

Eine polarisierte Gesellschaft braucht weniger homogene Debattenteilnehmende. Gerade in der politischen Jugendbildung herrschen auch durch die Vorgabe von Förderprogrammen meist zielgruppenspezifische

Formate beispielsweise für sogenannte abgehängte besorgte Bürger*innen oder für Geflüchtete vor. Sind diese zielgruppenspezifischen Formate nicht vorgegeben und politische Jugendbildungsangebote frei ausgeschrieben, werden hingegen meist diejenigen Jugendlichen erreicht, die bereits zu den Politikinteressierten und Engagierten zählen. Um eine gespaltene Mitte wieder stärker in den Austausch zu bringen, scheint das Gegenteil einer zielgruppenspezifischen politischen Bildung erforderlich zu sein. (Nicht nur) für den Kontext Migration und Diversität sind vielmehr inklusive Angebote erforderlich, in denen sich Teilnehmende möglichst kontrovers gemeinsam über Politik und Gesellschaft verständigen. Diese Inklusivität muss aber nicht nur theoretisch gewollt, sondern auch erreicht werden. Eine heterogene Teilnehmergruppe entsteht gerade bei Jugendbildungsmaßnahmen nicht zufällig; in Tagungen kann sie über die Ansprache der Berufsgruppe gesteuert werden. Sie setzt die richtigen Kooperationspartner, Zeit, das richtige Thema, vielleicht auch ein aufsuchendes Format voraus. Heterogenität der Diskursteilnehmenden muss nicht nur ermöglicht, sondern absichtsvoll herbeigeführt werden. Oftmals herrscht in der Hektik des Alltags jedoch der Druck vor, überhaupt genügend Teilnehmende für ein Bildungsangebot zu bekommen. Die Vorgabe, Teilnehmendentage und volle Tagungshäuser zu produzieren, kommt hinzu. Ob ein Teilnehmender bei diesem Diskurs die Möglichkeit hat, mit jemanden in den Austausch zu treten, dem er oder sie im Kontext von Schule, Familie oder Freundeskreis sonst eher nicht begegnen würde, ist dabei in der Regel noch eine mehr als zweitrangige Frage.

Anmerkungen

- 1 Friedrich-Ebert-Stiftung (2011). Sprichst du Politik?
- 2 Schenke, J. / Schmitz, C. / Marg, S. / Trittel, K. (2018). Pegida-Effekte? Jugend zwischen Polarisierung und politischer Unberührtheit. transcript: Bielefeld.
- 3 Institut für Protest- und Bewegungsforschung (2019).

Hanna Lorenzen ist Bundestutorin für politische Jugendbildung und stellvertretende Generalsekretärin der Evangelischen Akademien in Deutschland (EAD)



Viele Gespräche sind Annäherung, Näherungen im Schutz der Dunkelheit. Zum Gespräch gehört die Bereitschaft, das bleibende Unverständnis auszuhalten. Und zum Gespräch gehört die Überraschung, wenn wir plötzlich, unmittelbar begreifen, wenn die Worte und Gedanken nachwirken und wir uns verändern – unverfügbar und wunderbar.

(Rüdiger Sachau)

Was vermag der Diskurs und was bewirkt das Gebrüll? Ist die auf Verständigung zielende Diskurskultur in Zeiten anschwellender Aggression nachhaltig bedroht? Welche Rolle können Evangelische Akademien dabei einnehmen? Dieses kleine Buch versammelt dankbare Perspektiven auf das Wirken von Rüdiger Sachau, verbunden mit scharfsinnigen Momentaufnahmen der Bedingungen und Möglichkeiten von Kommunikation heute.